Rezensionen

Gender in Kriegen und in militärischen Institutionen

Linda Åhäll & Laura Shepherd (Hg.): *Gender, Agency, and Political Violence*. Houndsmills, Basingstoke: Palgrave MacMillan 2012, 256 Seiten

Maria Eriksson Baaz & Maria Stern: *Sexual Violence as a Weapon of War? Perceptions, Prescriptions, Problems in the Congo and Beyond*. London: Zed Books 2013, 157 Seiten

Annica Kronsell & Erika Svedberg (Hg.): *Making Gender, Making War. Violence, Militancy and Peace Keeping Practices*. London: Routledge 2012, 245 Seiten

Gabrielle Simm: *Sex in Peace Operations*. Cambridge: Cambridge University Press 2013, 235 Seiten

Das zehnjährige Jubiläum der UN Resolution 1325 zu Frauen, Frieden und Sicherheit im Oktober 2010 bot einen Anlass für *gender*-politische Standortbestimmungen und wissenschaftliche Reflexionen über den Nutzen dieser UN-Resolution. Es fanden etliche Konferenzen statt und themenrelevante Forschungen wurden in der Folgezeit intensiviert. Inzwischen erschienen mehrere Publikationen, die Einblicke in die Ergebnisse ermöglichen. So vermitteln die hier ausgewählten Bücher einen Überblick über das Forschungspanorama.

Auffällig ist die starke Präsenz skandinavischer Forscherinnen, was vor allem auf die Vorreiterrolle ihrer Regierungen in der Umsetzung der UN-Resolution 1325 zurückzuführen ist. Den damit intendierten friedenspolitischen Anspruch nehmen insbesondere Politikwissenschaftlerinnen zum Ausgangspunkt kritischer *Gender*-Analysen. Wie in anderen Bereichen dieses Forschungszweiges, etwa zu Entwicklungsfragen oder zu reproduktiven Rechten, legen skandinavische Politologinnen viel Wert auf interdisziplinäre und internationale Vernetzungen. Davon zeugt bereits die Tatsache, dass Sammelbände von mehreren Herausgeberinnen konzipiert und einige Beiträge von Autorinnen-Teams geschrieben werden.

Auch inhaltlich beschreiten die Veröffentlichungen neues Terrain. So nimmt der von *Annica Kronsell* und *Erika Svedberg* herausgegebene Sammelband *Making Gender, Making War* das Militär als Institution aus feministischer Perspektive unter die Lupe. Die Politologinnen haben Beiträge von Autoren_innen zusammengestellt, die aktuelle institutionelle Strukturen und Mechanismen in der schwedischen, norwegischen und finnischen Armee sowie in der NATO ergründen. In Detailstudien und Vergleichen legen sie die Verbindungen zwischen Militarismus und Männlichkeit in diesen „Friedensarmeen“ offen, die mit Frauenquoten in allen Dienstgraden, *Gender*-Trainings und der vorbildlichen Umsetzung der UN-Resolution 1325 für sich werben. Als Ergebnis ihrer Analysen mahnen die Autor_innen zur Vorsicht gegenüber einer voreiligen Idealisierung der skandinavischen Verteidigungs- und Sicherheitspolitik, zumal diese nach

wie vor maskuline und nationalistische Machtinteressen bedienten.

Außergewöhnlich ist die Berücksichtigung der türkischen Armee: Der *Gender*-Forscher *Alp Biricik* untersucht die Demütigungen homosexueller Soldaten im Kontext gegenwärtiger Maskulinitäts-, Sicherheits- und Nationalismusvorstellungen in der Türkei. Er illustriert das breit gefasste *Gender*-Konzept des gesamten Sammelbands und die konzeptionelle Herangehensweise an das Spannungsverhältnis zwischen *Gender* und Militär. Analytische Bezugspunkte der insgesamt dreizehn Aufsätze, die von einer programmatischen Einleitung und einem kritischen Schlusswort eingerahmt werden, sind erstarkter Nationalismus, institutionelle Praktiken und Gewaltstrukturen.

Besonders differenziert und erkenntnisreich sind die Beiträge von *Jeff Hearn* über Maskulinitäten und Militarismus und von *Paul Higate* über Männer in privaten Sicherheitsfirmen. Der *Gender*-Forscher Jeff Hearn arbeitet die Bedeutung des Militärs für die Männlichkeitsprägung heraus, zudem unterscheidet er zwischen Maskulinitätszuschreibungen in Kriegen und solchen im Zusammenhang mit der zunehmenden Militarisierung von Gesellschaften. Seine vorrangig konzeptionellen und begrifflichen Überlegungen ergänzen sich sinnvoll mit den Feldforschungsergebnissen des britischen Militärsoziologen Higate. Dieser stellt Selbstbilder, Interaktionen und Handlungsstrategien britischer Mitarbeiter privater Sicherheitsfirmen in Afghanistan vor, darunter sind zahlreiche Kriegsveteranen, die zur vergleichsweise lukrativen Sicherheitsindustrie wechselten. Im Detail veranschaulicht Higate die militär- bzw. friedensstrategischen Kontexte, die Differenzen zwischen britischen und US-amerikanischen Unternehmen sowie konkrete Umgangsformen der jeweiligen Mitarbeiter. Für seine innovative Analyse kombiniert er neuste Erklärungsansätze der Maskulinitätsforschung mit Konzepten der Organisationssoziologie und Erkenntnissen über totale Institutionen.

Ein Problem, das Higate und andere Autor_innen ansprechen, aber nicht in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen stellen, ist die Immunität des Sicherheitspersonals und der Blauhelmsoldaten in Friedensmissionen. Dieses moralisch und völkerrechtlich umstrittene Thema nimmt die australische Juristin *Gabrielle Simm* in ihrer Studie *Sex in Peace Operations* ins Visier. Eine konzeptionelle Abhandlung über Regulationsstudien und die Chancen bzw. Limitierungen des Humanitären Völkerrechts bilden den Rahmen für empirische Fallbeispiele: das sexuelle Fehlverhalten von Mitarbeitern eines US-amerikanischen Sicherheitsdienstes in Bosnien, von Blauhelmsoldaten in der Demokratischen Republik Kongo und von humanitären Helfern in Sierra Leone und Liberia.

Simm hat akribisch die konkreten Fakten zahlreicher Übergriffe auf Frauen und Mädchen der jeweiligen lokalen Bevölkerung recherchiert. Anders als Higate zweifelt sie den Ehrenkodex sowie die Selbstverpflichtungen der Sicherheitsfirmen im Auftrag der UN oder NATO an. Sie postuliert, solche institutionellen Mechanismen zur Prävention griffen erst dann, wenn den Unternehmen hohe Folgekosten wegen des Fehlverhaltens ihrer Mitarbeiter entstehen.

In diesem Zusammenhang gibt die Juristin zu bedenken, dass die Gesetze in den Einsatz- und Entsendeländern oft frauenfeindlich sind und die (Militär-) Justiz vielfach die Fälle abweist. Allerdings sei auch der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag nicht zuständig, solange keine Kriegsverbrechen begangen würden. Dies belegt laut Simm die Inkohärenz des internationalen Rechts, zumal Mitarbeiter, die nach ihrem offiziellen Dienstschluss Mädchen und Frauen missbrauchen, straflos bleiben. Demnach ist die mangelnde Strafverfolgung Ausdruck der Schwäche des internationalen Rechts und keineswegs nur Resultat des unzureichenden politischen Willens der Verantwortlichen in der UN-Abteilung für Friedensmissionen oder der Regierenden in Post-Konfliktländern. Darüber hinaus konstatiert Simm eine institutionelle Zurückhaltung sowohl innerhalb der UN als auch in der NATO, gegen Missetäter aus den eigenen Reihen vorzugehen und Führungskräfte davon nicht auszunehmen.

Auch die schwedischen Politologinnen *Maria Eriksson Baaz* und *Maria Stern* setzen sich mit sexuellen Übergriffen durch Sicherheitskräfte auseinander. Allerdings nehmen sie in ihrem Buch *Sexual Violence as a Weapon of War?* weniger die internationale oder nationale Strafjustiz in den Blick, sondern vielmehr die Selbstbilder von Soldaten und Kommandanten der kongolesischen Armee. Zahlreiche Interviews während längerer gemeinsamer Feldforschungen gewährten den Wissenschaftlerinnen Einblicke in deren Vorstellungen von Männlichkeit, Militanz und der Reform des Verteidigungssektors in der Demokratischen Republik Kongo. Gemäß ihren Untersuchung sind Vergewaltigungen keineswegs nur eine Kriegsstrategie; vielmehr seien auch andere Motive für die Soldaten und Kommandanten ausschlaggebend. Hierzu zählen insbesondere Frustrationen und gravierende Versorgungsprobleme im Alltag bzw. an der Front. Die desolaten Strukturen der kongolesischen Armee seien ein zentraler Faktor für das Gefühl der Ohnmacht gegenüber einem unberechenbaren Feind und einer Zivilbevölkerung, die vielfach das Militär verachte. Dafür rächen sich die Soldaten an Frauen und Mädchen, was sie ganz offen eingestehen. Einige geben unumwunden zu, sie seien drogenabhängig und in den Gewaltspiralen des Krieges gefangen. Für diese Vergewaltiger ist laut Eriksson Baaz und Stern das militarisierte Männlichkeitsideal unerreichbar geworden; daher griffen sie auf andere, brutale Macht- und Maskulinitätsbeweise zurück. Die Autorinnen sind mit dem grundsätzlichen Dilemma konfrontiert, solche Selbsteinschätzungen der Täter ernst zu nehmen und dennoch den Vergewaltigten aus feministischer Perspektive gerecht zu werden.

Umso differenzierter ergründen die Politologinnen, wie militärische Männlichkeitsvorstellungen konstruiert und verinnerlicht werden. Sie verlangen, dass die militärischen Strukturprobleme beseitigt werden müssten. Dies sei die Voraussetzung für die Überwindung der Mikropolitik kriegerischer Gewaltpraktiken und der sexualisierten Gewalt nach Kriegen. Obwohl die Autorinnen mit dieser Forderung rechtliche und politische Reformen anmahnen, bietet ihre Ausrichtung auf die Täter Anlass für fachliche und frauenpolitische Kontroversen.

Auch der von *Linda Ahäll* und *Laura Shepherd* herausgegebene Sammelband *Making Gender, Making War* befasst sich mit Gewaltakteur_innen und mit geschlechtsspezifischen Gewalt- bzw. Widerstandsstrategien. In insgesamt zwölf Aufsätzen erklären vor allem junge Wissenschaftler_innen aus skandinavischen und anderen westeuropäischen Ländern, aus Kanada, Australien und den USA, wie Täter_innen aus staatlichen Institutionen und nicht-staatlichen Gruppierungen Gewalt als politisches Machtmittel einsetzen. Die Politolog_innen und internationalen Beziehungsforscher_innen arbeiten heraus, wie wichtig kontextspezifische Analysen zur Erfassung der Handlungsrationalität von Selbstmordattentäterinnen, Guerillakämpferinnen oder Scharfschützen sind. An Fallstudien aus dem Kaukasus, dem Irak und dem Nahen Osten ergründen sie die Interdependenzen zwischen Emotionen, *Gender* und Gewalt. Neben dem Zusammenwirken von Handeln und Strukturen berücksichtigen sie auch geschlechtsspezifische Repräsentationen und politische Rahmenbedingungen.

Beispielhaft für die Bandbreite zwischen empirischen und konzeptionellen Beiträgen ist der Aufsatz von *Lisa White*. White dokumentiert, dass IRA-Inhaftierte sich an essentialistischen Männlichkeitsbildern orientierten und das Ertragen ihres langjährigen Leidens in der Haft und der Erniedrigungen durch das Gefängnispersonal als maskulin konzeptionalisierten. Stolz gaben sie in Interviews zu verstehen, trotz folterartiger Befragungen niemanden verraten zu haben, und verwandelten so die ihr maskulines Selbstbild gezielt angreifenden Viktimisierungen in einen Ausdruck männlicher Stärke.

Insgesamt veranschaulichen die hier vorgestellten Neuerscheinungen aktuelle Forschungstrends und innovative Perspektiven auf das Militär als Institution, auf Kriege und Friedensprozesse. Die mehrheitlich von Autorinnen verfassten Beiträge zeugen von einer großen analytischen Schärfe, einem hohen Maß an Selbstreflexion und der Inspiration durch sinnvollen interdisziplinären Austausch. Auch die Verknüpfung empirischer und konzeptioneller Herangehensweisen, die keineswegs aktuelle, schnelllebige Modethemen der US-amerikanischen *Gender*-Forschung reproduziert, bietet Leserinnen und Lesern viele Diskussionsgrundlagen. Zu hoffen ist, dass diese gut geschriebenen, damit auch für Studierende leicht verständlichen und dennoch niveauvollen Bücher insbesondere in friedenspolitischen Studiengängen Verwendung finden.

Rita Schäfer

Heike I. Schmidt: *Colonialism and Violence in Zimbabwe. A History of Suffering*. Woodbrigde, Suffolk: James Currey; Rochester, NY: Boydell & Brewer; & Harare: Weaver 2013, 287 Seiten

Zum Befreiungskrieg Zimbabwes besteht inzwischen eine beachtliche kritische Forschungsliteratur, die nicht zuletzt die Ambivalenzen dieses Prozesses herausgearbeitet hat und es auch erlaubt, Rückschlüsse auf die neuere Gewaltgeschichte des Landes zu ziehen. Heike I. Schmidt fügt dem eine wesentliche und faszinierende Perspektive hinzu, die auf der intensiven Erforschung eines lokalen Zusammenhangs beruht, welcher für das komplexe Kriegsgeschehen zwischen den späten 1960er und frühen 1990er

Jahren wesentlich war. Die Grenzregion des Honde-Tales in Manyikaland in Nachbarschaft zu Moçambique diente sehr unterschiedlichen Armeen als Basis, aber auch als Rückfalls- und Durchgangspunkt, sowohl der *FRELIMO* vor 1976 als auch der *ZANLA,* der Armee der heutigen Regierungspartei *ZANU*, den Streitkräften des rhodesischen Siedlerregimes und der *RENAMO*, die von diesem Regime ins Leben gerufen wurde und später unter südafrikanischer Regie gegen die FRELIMO-Herrschaft in Moçambique kämpfte. Hinzu kamen das Auftreten von und die staatliche Repression gegen „Dissidenten" in den frühen 1980er Jahren – Befreiungskämpfer, die sich der Demobilisierung und Absorption in die neue zimbabwische Armee entzogen hatten, deren Rolle im östlichen Teil des Landes aber bisher wenig beachtet wurde.

Schmidt zeichnet freilich keineswegs eine ungebrochene „Leidensgeschichte", wie dies der Untertitel nahelegen könnte. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Tals erscheinen durchgängig als Handelnde. Dies wird auch deutlich anhand der drei analytischen Dimensionen, die die Autorin verfolgt: Gewalt, soziale Erinnerung und die Konstruktion der Landschaft des Honde-Tals. Bei alledem spielt der Charakter als Grenzregion eine wesentliche Rolle. Schmidt verfolgt die Grenzlage zurück bis in die vorkoloniale Zeit, als das Honde-Tal im Schnittpunkt mehrerer Herrschaftsbereiche lag und vor allem Raubzügen des Gaza-Reiches ausgesetzt war. Das Tal fiel wesentlich in den Machtbereich des *mambo* Mutasa, und eine Reihe von bis in die Gegenwart reichenden Praktiken lassen sich auf dessen Strukturen zurückführen, nicht zuletzt die Rolle von Frauen als häufige Vertreterinnen des *mambo* und als Geister-Medien. Zugleich zeigen orale Traditionen, dass die Grenze, die 1891 zwischen Portugal für Moçambique und der Charter-Gesellschaft *British South African Company* für das damalige Südrhodesien formalisiert wurde, bereits vorher „lokale Wirklichkeit" war (39). Freilich war diese Grenzziehung nicht gleichbedeutend mit effektiver staatlicher Kontrolle, sondern ließ Raum für Auseinandersetzungen zwischen „dem Staat und Grenzlandbewohnern sowie Durchkommenden – wie Flüchtlingen, Schmugglern und Reisenden" (47), nicht zuletzt auch Wanderarbeitern. Dies wiederum heißt nicht, die koloniale Herrschaft wäre folgenlos geblieben. Vielmehr zeitigte die Definition von Verwaltungsdistrikten und administrativ legitimierten tribalen Einheiten ebenso wie die sukzessive Etablierung eines Steuersystems zunehmend spürbare Konsequenzen. Dieser Prozess war nach Schmidt erst in den 1950er Jahren abgeschlossen, doch wurde die Region frühzeitig kartographisch erfasst. Zudem bot die Grenze Ausweichmöglichkeiten bis hin zum Übertritt ganzer Häuptlingstümer auf portugiesisches Gebiet. Auch illegaler Handel und Schmuggel waren Formen, in denen die Grenze „aktiv angeeignet" wurde. Zuweilen wurde sie jedoch „einfach ignoriert" (59). Der Makombe-Krieg in Moçambique (1917-1920) führte zu Flüchtlingswellen auf rhodesisches Gebiet und unterstrich zugleich, dass Neuankömmlinge „relativ leicht" durch die lokalen, durch Verwandtschaftsgruppen definierten Gemeinschaften absorbiert wurden, vorausgesetzt, sie waren „bereit, die vernakularen Kenntnisse zu erwerben, um die Erwartungen

an die Tugenden eines Mitglieds zu erfüllen“ (62, 64). Schmidt verortet diese Überlegungen in dem auf John Lonsdale zurückgehenden Bezugsrahmen, der „moralische Ethnizität“ als „innere“ sowie „politischen Tribalismus“ als „äußere Architektur politischer Identität“ kenntlich macht (62).

Grenzregion blieb das Honde-Tal zunächst auch in dem Sinne, dass es als „Projektionsfläche“ für „Wildnis und Anderssein“ diente (76). Andererseits setzten Wanderarbeit und Kommerzialisierung hier relativ frühzeitig ein. Seit den späten 1930er Jahren verstärkten sich externe Einflüsse zunächst durch die Anwesenheit einer Missionsstation der *Ziwe Zano Society*, einer Gruppe afrikanischer christlicher Modernisierer, der es letztlich nicht gelang, sich im Tal zu verankern. Noch nachhaltiger wirkten seit Beginn der 1950er Jahre die Interventionen der ersten europäischen Unternehmer, die begannen, Tee-Plantagen anzulegen, sowie unmittelbar jene des südrhodesischen Kolonialstaates. Es kam zu nachhaltigen Eingriffen in die Raumstruktur, Siedlungsrechte wurden an Arbeitspflicht gekoppelt, und die Ankunft zahlreicher Opfer der Zwangsumsiedlung aus dem für Weiße reservierten Hochland veränderte nicht allein die demographische Struktur, sondern brachte auch schwierige Anpassungsprozesse für die Neuankömmlinge ebenso mit sich wie eine Reihe kultureller Veränderungen von der Verdrängung der Barwe-Sprache durch chiManyika bis hin zur Verbreitung christlicher Gemeinschaften. Die staatlichen Versuche zur Rationalisierung der Landnutzung und zur Durchsetzung der *Native Land Husbandry Act* von 1951 führten zu weiteren Konflikten, die sich mit dem Beginn der Mobilisierung für „nationalistische“ Zielsetzungen, d.h. für Unabhängigkeit und Mehrheitsherrschaft verbanden. Diese Konflikte verschärften sich durch die Forcierung des Tee-Anbaus, die auch einige afrikanische Kleinproduzenten (*outgrowers*) einbezog und so eine relativ privilegierte, ausschließlich auf Marktökonomie orientierte Gruppe schuf. Bereits ab 1968 erschien vielen das Leben „immer unerträglicher“, und sie verließen das Honde-Tal (136).

Die Ankunft „junger Männer mit Gewehren“ (145 u.ö.) bezeichnete einen wesentlichen Einschnitt. Zunächst traten ab 1974 Kämpfer der FRELIMO auf, die im Tal eine Versorgungsquelle und ein Rückzugsgebiet suchten, zugleich aber in lokale Konflikte eingriffen, etwa durch die Absetzung und Hinrichtung eines missliebigen Häuptlings. Gerade Frauen waren bereit, diese Freiheitskämpfer und die später auftretenden ZANLA-Truppen, die auch als *vana vevhu* („Kinder unseres Bodens“) gesehen wurden, zu unterstützen. Bereits 1968 kam es – ebenfalls unter maßgeblicher Beteiligung von Frauen – zu Fluchtbewegungen nach Moçambique. Vor allem orale Quellen zeigen die unterschiedlichen Zwänge auf, denen die Flüchtlinge unterlagen, jedoch auch ihre Strategien, ihr Überleben und die Perspektiven auf eine Rückkehr zu sichern und nach Möglichkeit auf beiden Seiten der Grenze zu handeln. Ein langes Kapitel unter dem eindrücklichen Titel „War rages hot“ behandelt dann die Zuspitzung der Kämpfe zwischen ZANLA und dem rhodesischen Militär. ZANU war offenkundig stark im Honde-Tal verankert, was aber auch von dieser Seite die Anwendung von Zwang nicht ausschloss. Wie Schmidt

zeigt, war die Zwangsumsiedlung in Wehrdörfer durch das Smith-Regime, der sich viele entziehen konnten, nicht einfach eine strategische Maßnahme, um die Guerilla von der Bevölkerung zu trennen, sondern diente zugleich dem Ziel, die Teeplantagen mit Arbeitskräften zu versorgen, entsprach also der langfristigen Strategie der Inwertsetzung der Region. Das Ende des Befreiungskrieges und die Unabhängigkeit 1980 waren nicht gleichbedeutend mit dem Ende der Gewalterfahrungen. Die Rückkehr aus den Wehrdörfern führte in veränderte Verhältnisse, auch was Besitzansprüche an Land anging. Hinzu kam die erwähnte Aktivität von „Dissidenten". Wenige Jahre, nachdem der neue Staat seine Präsenz durchgesetzt hatte, wurde das Honde-Tal dann erneut zum Durchgangsgebiet bewaffneter Gruppen, diesmal der RENAMO.

Ernsthaft zu Ende ging das militärische Geschehen daher erst zu Schmidts wesentlichem Erhebungszeitraum Anfang der 1990er Jahre. Wie die Autorin eindrücklich belegt, war auch erst jetzt ein Erinnern zumindest in dem Sinne möglich, dass verhältnismäßig offen über die Ereignisse der zurückliegenden Jahrzehnte gesprochen wurde. Dies war verbunden mit dem Aufbrechen einer durch den Krieg, zumal durch die Unterstützung der Guerilla erzwungenen absoluten Solidarität. Widersprüche brachen auf, als dieser enorme soziale Druck nachgelassen hatte. Schmidts überaus detailreiches, zugleich sehr reflektiertes Werk kann hier nicht annähernd erschöpfend referiert werden. Für alle, die Zimbabwe und zumal seine Gewaltgeschichte verstehen wollen, dürfte es nun zur Pflichtlektüre neben einer Reihe älterer Arbeiten stehen, die aber selten in diesem Maß auf die lokale Ebene vorgestoßen sind. Bedauerlich und ein wenig störend ist allein, dass die Autorin an keiner Stelle über den langen Zeitraum zwischen ihrer Forschung und der Veröffentlichung eingeht. Die mittlerweile eingetretenen dramatischen Ereignisse mit der als „Dritter Chimurenga" apostrophierten „beschleunigten Landreform" und den Auseinandersetzungen um die Wahlen 2008, um nur zwei herausragende Daten zu nennen, werden allenfalls einmal gestreift. Jedoch zeigt dies zugleich, wie viel zu tun bleibt, und hier hat dieses Buch Standards gesetzt.

Reinhart Kößler

Thomas Bierschenk & Eva Spies (Hg.): *50 Jahre Unabhängigkeit in Afrika. Kontinuitäten, Brüche, Perspektiven.* Köln: Rüdiger Köppe 2012, 572 Seiten

Der umfangreiche Band versammelt 23 sehr unterschiedliche Beiträge, deren Ausgangspunkt der Bezug auf ein halbes Jahrhundert Unabhängigkeit in Subsahara-Afrika ist. Somit ergeben sich unterschiedliche und teils überraschende Perspektiven auf politische, wirtschaftliche und soziale Dynamiken. In der Einleitung erläutern die Herausgeberin und der Herausgeber die Leitfrage des Buches: Auf welchen Ebenen und in welchen Dimensionen sind eher Kontinuitäten in der historischen Entwicklung zu erkennen, und wann lassen sich historische Zäsuren und Transformationen feststellen? Außerdem liefern sie eine inhaltliche Übersicht der Beiträge, aus welchen sie die These generieren, die Bedeutung des Jahres 1960 sei für eine sinnvolle Periodisierung

der afrikanischen Geschichte des 20. Jahrhunderts eher begrenzt. Vielmehr gehen sie davon aus, dass die rezente Geschichte Subsahara-Afrikas nicht generalisierbar ist, sich Transformationsprozesse jedoch auf unterschiedlichen Ebenen abspielen und Verknüpfungen und Bedingtheiten aufweisen.

Das Buch ist in fünf Themenblöcke gegliedert, beginnend mit gesellschaftlichen Langzeittrends. Dabei beschreibt *Hans Peter Hahn* neue Zugänge zur sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit städtischen Lebenswelten in Afrika und hebt insbesondere die Bedeutung vom Konzept der Transnationalität sowie des Phänomens global zirkulierender Bilder und Imaginationen der Stadt hervor. *Rose Marie Beck* nimmt eine Periodisierung der Urbanisierung anhand von Stadtsprachen in Afrika vor, welche sie als Ressourcen und Resultate der Vergesellschaftung des urbanen Raumes ansieht. Wie sich die zunehmende Transnationalisierung seit den Unabhängigkeiten historisch in die Entwicklungen des Christentums einfügt, beschreibt *Katrin Langewiesche*. Die Herausforderungen, mit denen Muslime in Afrika zwischen kolonialem Erbe und Nationalstaat konfrontiert sind, untersucht *Roman Loimeier*. *Erdmute Alber*, *Tabea Häberlein* und *Jeannett Martin* gehen der Frage nach dem Wandel in Verwandtschaftsbeziehungen nach und benennen unter anderem die Verbreitung der Schule als wichtige Zäsur für die Veränderungen von Kindspflegschaften. In inhaltlichem Zusammenhang folgt darauf ein Beitrag *Thomas Bierschenks* zu Schulen in Afrika. Darin legt der Autor dar, wie Schule und Bildung in einem global hegemonialen Diskurs diskutiert werden.

Der zweite Themenblock bringt Artikel zu Nationen und Nationenbildung. *Carola Lentz* zeigt die Unabhängigkeitsfeiern als nationale, aber kontroverse Erinnerungsorte. Mit Blick auf die Nationalismusforschung stellt *Christine Fricke* in den Alltagspraktiken sozialer Akteure und im Nationalismus einen Paradigmenwechsel fest. *Paul Nugent* beschreibt unter anderem am Beispiel von Nationalgerichten, wie Konsum Individualität mit kollektiver Erfahrung verknüpft und so zu einer Internalisierung nationaler Grenzen beiträgt.

Beiträge zur politischen Ökonomie versammelt der dritte Themenblock. Darin zieht *Peter Meyns* durch Unterscheidung von Patronage- und Entwicklungsstaat anhand der Qualität politischer Führung eine politische Bilanz der Unabhängigkeit. *Andrea Behrends* und *Julia Pauli* analysieren die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit afrikanischen Eliten. Die geringe Effizienz der öffentlichen Verwaltungen sieht *Thomas Bierschenk* nicht als Ergebnis einer angeblichen Unvereinbarkeit afrikanischer Kultur mit rationalen Prinzipien öffentlicher Verwaltung an, sondern als Folge der Sedimentation kolonialer und postkolonialer Entwicklung. *Uta Ruppert* und *Dörte Rompel* untersuchen die Geschlechterverhältnisse im Kontext der Staatenbildung. Dabei zeigen sie auf, dass es zwar keinen homogenen Weg zur Geschlechtergleichheit gibt, die sukzessive Ausweitung politischer Handlungsräume und Handlungsmacht von Frauen aber nicht umkehrbar ist. Von einer Makroebene aus beschreibt *Helmut Asche* die Wirtschaft Afrikas seit 1960. Daraus leitet er die Forderung nach aktiver Strukturpolitik in Afrika ab. Schließlich schildert *Theo Rauch*

die Herausforderungen afrikanischer Kleinbauern angesichts unabsehbarer politischer, sozialer und ökologischer Dynamiken, welchen mit einer Grünen Revolution Afrikas begegnet werden könnte.

Die Rolle von Kunst, Medien und Populärkultur untersucht der vierte Themenblock. Einleitend beschreibt *Tilo Grätz* die Auswirkungen struktureller Veränderungen auf die alltäglichen Bedingungen von Medienproduktion und -nutzung sowie die zunehmende Mediatisierung alltäglicher gesellschaftlicher Kommunikation. Einen Überblick der wissenschaftlichen Rezeption afrikanischer Literatur seit der Unabhängigkeitsära bietet *Anja Oed*. Dabei problematisiert sie das Streben nach Master-Narrativen afrikanischer Literaturgeschichte. *Cassis Kilian* erkennt im afrikanischen Film trotz seiner Heterogenität als Leitmotiv die Übernahme von Verantwortung und eine selbstbewusste filmische Argumentation. Am Beispiel der Populärmusik wirft *Hauke Dorsch* die Problematik der Frage nach Kontinuitäten und Umbrüchen auf. Er zeigt, dass diese Frage für den ganzen Kontinent nicht einheitlich zu beantworten ist. Deshalb konzentriert er sich auf den Erfolg lateinamerikanischer Musik in der Unabhängigkeitsära. Anhand des Hip-Hop in Westafrika zeigt er ferner auf, dass einige Prozesse sowohl als Kontinuität als auch als Wandel zu betrachten sind und dass Kontinuität auch durch eine Nostrifizierung externer Einflüsse hergestellt wird.

Abschließend beleuchtet der fünfte Themenblock Perspektiven und Herausforderungen hinsichtlich der Zukunft des Kontinents. In seinem subjektiv geprägten Beitrag zeigt sich *Georg Schäfer* pessimistisch hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung Afrikas, sollte es nicht zu mehr Eigeninitiative der afrikanischen Staaten kommen. *Carlos Lopes* hingegen hebt das ökonomische Potenzial sowie den zunehmenden Einfluss einiger afrikanischer Länder bei der Entstehung einer neuen Handlungsmacht des Globalen Südens hervor. Er prognostiziert für einige Regionalmächte eine bedeutende Rolle bei der Gestaltung des 21. Jahrhunderts. Schließlich setzt sich *Patrice Nganangs* weniger mit Kontinuitäten und Umbrüchen, sondern mit der Bedeutung des Begriffs Unabhängigkeit im afrikanischen Kontext auseinander.

Da der inhaltliche Rahmen des Buches sehr breit ist, fügen sich in diesem Band verschiedene Themen aneinander, die von unterschiedlichen Forschungstraditionen und Methoden geprägt sind. Jedoch bieten alle Artikel sehr gute und teils unerwartete, da neue Perspektiven sowie Ein- und Überblicke für bestimmte Themengebiete. Ein theoretischer Rahmen fehlt zwar, dennoch kristallisieren sich aus den Beiträgen zwei Dynamiken, welche Afrika gegenwärtig prägen: eine Kontinuität von wirtschaftlichen und politischen Strukturen, die zu einem großen Teil noch in der Kolonialzeit begründet liegen, sowie ein facettenreicher gesellschaftlicher und kultureller Wandel.

Maike Birzle

Jeremy Holland (Hg.): *Who Counts – The Power of Participatory Statistics*. Rugby: Practical Action 2013, 234 Seiten

Die Autoren – Fachleute mit einem soliden Hintergrund in der Planung

und Gestaltung von Veränderungsprozessen – sind überzeugt davon, dass Partizipative Statistik beides kann: Sie schafft eine gute und verlässliche Informationsbasis für Planung und Politik auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene und sie stärkt die betroffenen Menschen in ihrer Fähigkeit, ihre eigene Situation zu analysieren und zum Positiven zu verändern. Grundlage für diese Überzeugung sind die interessanten und sehr gut analysierten Beispiele der Anwendung von Partizipativer Statistik in unterschiedlichen thematischen Zusammenhängen.

Die Einleitung gibt einen Überblick über die Methoden Partizipativer Statistik und ihren jeweiligen Beitrag zur präzisen Erhebung und Beschreibung von Sachverhalten und Situationen. Darüber hinaus umreißt sie ihren Erkenntnisgewinn sowohl in der Dimension des Verstehens wie auch derjenigen der statistischen Verallgemeinerbarkeit und entwirft ein spannendes Szenario des Einsatzes dieser Methoden mithilfe neuer Kommunikationstechnologien.

Der Hauptteil des Buches besteht aus drei Teilen und zeigt Beispiele für die Arbeit mit Methoden Partizipativer Statistik im Bereich der Politik-Gestaltung, der Programm-Steuerung und der Wirkungs-Evaluierung. Überschrift über die Beispiele des ersten Teils könnte „gemeinsame Planung“ sein. Die dargestellten Methoden sorgen auf unterschiedlichsten Politikfeldern (Klima-Anpassung, Gesundheit, fragile Nachkriegs-Situationen) für eine belastbare und verlässliche Datenbasis zur Planung und Gestaltung regionaler und nationaler Maßnahmen, die wirklich an den Bedürfnissen der betroffenen Menschen ansetzen. Durch die Anwendung partizipativer Methoden in der Datenerhebung und -auswertung bekommen diese gleichzeitig einen umfassenderen und klareren Einblick in ihre eigene Wirklichkeit, die Fähigkeit zur Selbsthilfe und Eigenverantwortung nimmt zu. „Mapping“ in verschiedensten Formen ist eines der wesentlichen Instrumente für diese gemeinsame Politik-Gestaltung.

Im zweiten Teil des Buches beeindruckt die Kreativität der methodischen Ansätze, mit denen komplexe Konzepte wie „empowerment“, „well-being“ oder „Armut“ sichtbar und messbar gemacht werden. Die Beiträge dieses Teils zeigen vor allem, wie die Vorteile der Quantifizierung – Generalisierung, Überblick, klare Struktur – mit den Vorteilen eines qualitativen Vorgehens – Kontextverständnis, Motivation und Betroffenensicht – kombiniert werden können.

Die Fallbeispiele des dritten Teils zeigen, wie, ausgehend von der Betroffenensicht, die Wirkungen von Nothilfe oder Entwicklungszusammenarbeit erhoben und bewertet werden können. Partizipativ ausgerichtete Erhebungsabläufe, die mit der gemeinsamen Erarbeitung von Wirkungsindikatoren beginnen, eröffnen allen Akteuren wichtige Einsichten in die lokale Situation und ihre eigenen Handlungsmöglichkeiten. Werden die gleichen Abläufe in randomisierten Stichproben über ganze Regionen angewendet und die Daten aggregiert, können Folgerungen auf Programmebene gezogen werden.

Insgesamt bietet das Buch einen sehr guten Überblick über Ansätze und Methoden, die erfolgreich angewendet wurden und dabei halfen, den Gegensatz

von Quantifizierung und Partizipation zu überwinden. Die Fallbeispiele zeigen, dass zwischen den Extremen:

- partizipative und lernende Erhebung vs. reine Daten-Extraktion
- Verstehen vs. Zählen und
- Fallbeispiel vs. allgemeingültige Aussagen

Platz ist und dass diese scheinbar gegensätzlichen Sichtweisen auch fruchtbar kombiniert werden können.

Diese Erkenntnis ist auch Robert Chambers in seinem Nachwort wichtig. Er formuliert die Hoffnung, dass mit diesem Durchbruch von *bottom-up*-Ansätzen der Einfluss und die Macht der Armen und Randständigen wachsen und dass die akademische und die öffentliche Wahrnehmung zeitgerechter, genauer und realistischer werden. Damit, so Chambers, könnten Methoden Partizipativer Statistik helfen, zu wirklich gemeinsamen Entwicklungsanstrengungen von politischen Entscheidern und Betroffenen zu kommen. Diese Anstrengungen, so die Vision, würden durch zwei wesentliche Faktoren angetrieben: angemessene und passgenaue politische Entscheidungen und die Motivation und Kreativität der betroffenen Menschen.

Jochen Currle

Maria Magdalena Verburg: *Ostdeutsche Dritte-Welt-Gruppen vor und nach 1989/90*. Göttingen: V & R Unipress 2012, 220 Seiten

Wenn heute von der Solidarität der DDR-Bevölkerung gegenüber den Menschen in der Dritten Welt gesprochen wird, dann steht das staatlich und weitgehend auch parteipolitisch gelenkte Solidaritätskomitee als bekannteste entwicklungspolitische Institution häufig im Fokus der Darlegungen. In der Tat liefen über diese Organisation die wichtigsten Aktionen zur solidarischen Hilfe in dem nicht mehr existierenden deutschen Staat. Denn sie war quasi eine Instanz der Regierung, verfügte über Verbindungen ins Ausland, konnte ihre Politik mithilfe der führenden Partei, der SED, und den staatlichen Instanzen durchsetzen und koordinieren. Das Solidaritätskomitee – hauptsächlich finanziert von den Beiträgen von Millionen Menschen, die jeden Monat ihren Obolus zusammen mit dem Mitgliedsbeitrag für die Gewerkschaft entrichteten – verwaltete für die Entwicklungshilfe (ein in der DDR verpöntes Wort) relativ große Summen Geldes, das auch zweckgebunden eingesetzt wurde. Allerdings hatten die SpenderInnen keinen Einfluss darauf, welche Länder, Parteien, Befreiungsorganisationen oder Einzelpersönlichkeiten von der Solidarität profitieren konnten.

Neben den zumeist gelenkten Solidaritätsaktionen, an denen sich die DDR-Bevölkerung mit mehr oder minder persönlichem Engagement beteiligen konnte, gab es jedoch auch Menschen, die sich außerhalb des offiziellen Solidaritätsengagements bemühten, den in den Ländern der Dritten Welt Lebenden Unterstützung zuteil werden zu lassen. In deren Zentrum stand die Verbesserung der Lebensverhältnisse in den wirtschaftlich schwachen Staaten Afrikas, Asiens und Lateinamerikas.

Die Verfasserin des vorzustellenden Buches zeichnet die Entwicklung dieser größtenteils seit Anfang der 1980er Jahre in der DDR entstandenen

entwicklungspolitischen Initiativen zäsurübergreifend nach, beginnend mit dem letzten Jahrzehnt der Existenz dieses deutschen Staates, über die Wendezeit 1989/90 hinaus bis weit in die 1990er Jahre der vereinten Bundesrepublik hinein. Vor dem Hintergrund der in jenen Zeiten völlig unterschiedlichen politischen Rahmenbedingungen stellt Verburg die Konzepte, die praktische Arbeit und die Bestandsentwicklung der ostdeutschen Dritte-Welt-Gruppen vor. Im Mittelpunkt stehen dabei die Beziehungen zum politisch-gesellschaftlichen Umfeld. Das setzt ein breites historisches Wissen voraus, das die Verfasserin hier auch im Wesentlichen gut zu präsentieren weiß. Dazu hat sie neben Einleitung, Fazit und Anhang drei substantielle Komplexe gewählt, in denen jeweils in einzelnen Kapiteln bestimmte Fragestellungen behandelt werden.

Am spannendsten liest sich der erste Teil, in dem sich fünf, jeweils weiter untergliederte Kapitel mit der Entstehung von Dritte-Welt-Gruppen in der DDR, insbesondere unter dem Dach der protestantischen Kirche, beschäftigen. Die Behauptung, dass die Regionalwissenschaften in der DDR besonders stark ideologisiert und politisiert gewesen wären (S. 35), entbehrt jedoch jeder Realität und widerspricht den einschlägigen Forschungsergebnissen der vergangenen zweieinhalb Jahrzehnte. Auch an anderen Stellen der geradezu spannend zu lesenden Ausführungen hätte sich der Rezensent tiefergehende Analysen und daraus gezogene Schlussfolgerungen gewünscht.

Der zweite Komplex ist der Zeit 1989/90 gewidmet. Hier werden unter anderem die bislang vorliegenden Forschungsergebnisse zum „Entwicklungspolitischen Runden Tisch“ und dem kurzlebigen „Ministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit“, welches lediglich in der Zeit der letzten DDR-Regierung vom Frühjahr 1990 bis zum 3. 10. 1990 existierte, präsentiert und um eigene Rechercheergebnisse erweitert.

Im letzten Teil des Buches werden die oftmals nicht leichten Wege der ostdeutschen Dritte-Welt-Gruppen in die (entwicklungs-)politischen Organisationsstrukturen der Bundesrepublik Deutschland nachgezeichnet. Leider versäumt die Autorin hier, auf die für die fünf neuen Bundesländer damals einmalige Initiative zur Gründung des „Brandenburgischen Entwicklungspolitischen Instituts“ (BEPI) in Potsdam und auf dessen jahrelange Existenz einzugehen. Dieses – schließlich vor einigen Jahren aus finanziellen Gründen gescheiterte – Modell hätte beispielgebend auch für andere Bundesländer wirken können. Aber die brandenburgische Landespolitik zeigte wenig Interesse am Erhalt des BEPI.

Aber auch trotz der erwähnten Monita handelt es sich bei dem Buch um eine anerkennenswerte Forschungsleistung, die im Rahmen einer Dissertation entstanden ist. Sie leistet einen wichtigen Beitrag zur Untersuchung des entwicklungspolitischen Engagements der ostdeutschen Bevölkerung in einem für die deutsche Geschichte grundlegenden Zeitabschnitt.

Ulrich van der Heyden

Markus Demele: *Entwicklungspolitik als Arbeitspolitik. Kultursensible Decent Work-Strategien der International Labour Organization*. Marburg: Metropolis 2013, 519 Seiten

Die *Internationale Arbeitsorganisation* (ILO), gegründet 1919, ist die älteste Sonderorganisation der Vereinten Nationen. Sie hat das Ziel, soziale Gerechtigkeit sowie Menschen- und Arbeitsrechte in globalen Zusammenhängen zu befördern. 1999 verabschiedete die ILO die Agenda für menschenwürdige Arbeit (engl. *Decent Work Agenda*). Sie bildet das ethisch-politisch-strategische Programm der ILO der letzten beiden Dekaden und dient als Maßstab einer entwicklungsförderlichen *Global-Governance*-Architektur.

In seiner nun vorliegenden Dissertation deutet Markus Demele diese Agenda als grundlegende Entwicklungsstrategie und prüft deren Tauglichkeit am entsprechenden Landesprogramm in Kenia auf ihre entwicklungspolitische Umsetzbarkeit. Dabei setzt er die Agenda ins Verhältnis sowohl zu traditionellen als auch zu aktuellen Entwicklungsparadigmen und den Kritiken, die daran geübt werden, beispielsweise die Kritik der *Post-Development*-Schule. Ausgehend von der theoretischen Begründung für kultursensible Entwicklungsprogrammatiken entfaltet der Autor Entwicklungspolitik als künftige internationale Arbeitspolitik. Damit erkennt er der ILO im künftigen Gefüge internationaler Organisationen eine prominente Rolle zu. Weitet die ILO den für zentral erachteten Sozialdialog durch die Beteiligung zivilgesellschaftlicher Akteure und kulturellerer Institutionen aus, kann sie gerade in Entwicklungsländern arbeitspolitische Inhalte und arbeitsrechtliche Normen mit großer Legitimität formulieren und in Programmen technischer Hilfe implementieren.

Ferner formuliert Demele Empfehlungen, wie die ILO selbst institutionell weiterentwickelt werden könne und welche Rolle ihr in einer noch zu schaffenden *Global-Governance*-Architektur zukommen solle. Es geht um das Ziel, dass universale Rechte bei der Arbeit global durchgesetzt werden und die Menschen in den verschiedenen sozioökonomischen Kontexten die Möglichkeit erlangen, frei zu entscheiden, welche Entwicklungswege sie jenseits dominierender Modernitätsleitbilder kapitalistischer Prägung beschreiten wollen.

Der Autor bearbeitet gut strukturiert und methodisch valide ausgerichtet seine Erkenntnisziele und belegt sie an der Agenda für menschenwürdige Arbeit Kenias. Am Ende seiner Arbeit konstatiert er selbstkritisch: „Auf internationaler Ebene hingegen fehlen bisher holistische Beiträge zur Konturierung einer entwicklungsförderlichen Weltwirtschaftsordnung. Die aktuelle Weltwirtschaftsordnung ist (…) nicht im Gleichgewicht und leidet an der strikten Trennung von wirtschaftlichen und sozialen Prinzipien.“ (440) Und: „Das institutionelle Potential der ILO als internationale Akteurin der Entwicklungspolitik ist groß. Um ihr Organisationsziel zu erreichen, menschenwürdige Arbeit für alle Männer und Frauen weltweit zu schaffen, wird sie sich vermehrt Handlungsmacht zur Durchsetzung ihrer internationalen Arbeitspolitik erstreiten müssen.“ (442)

Thomas Wagner

Michael Heinlein, Cordula Kropp, Judith Neumer, Angelika Poferl & Regina Römhild (Hg.): *Futures of Modernity. Challenges for Cosmopolitical Thought and Practice*. Bielefeld: transcript 2012, 240 Seiten

Der vorliegende Sammelband beruht auf einem 2009 in München zu Ehren von Ulrich Beck abgehaltenen Symposium. Dementsprechend kreisen die meisten Beiträge um zentrale, von Beck in die sozialwissenschaftliche, aber auch in die politische Diskussion eingeführte Begriffe und Ansätze: (Welt-)Risikogesellschaft, reflexive Moderne, Kosmopolitismus, aber auch die Dynamik der Ungleichheit in einem globalen Zeitalter. Alles dies ist, wie das Herausgeber-Gremium zu Beginn der Einleitung unterstreicht, bestimmt von der Einsicht, dass Kategorien einer der gegenwärtigen Situation angemessenen Sozialwissenschaft „sich nicht mehr am Bezugsrahmen des industrialisierten Nationalstaates und der scheinbaren Ausschließlichkeit der europäischen oder westlichen Moderne orientieren können" (7). Einmal dahingestellt, ob dies je adäquat gewesen ist oder auch die wissenschaftliche Praxis von Klassikern wie Marx, Durkheim oder Weber adäquat wiedergibt, so ist dieses Unternehmen sicher einmal mehr zu begrüßen. Wie es dem Charakter der meisten Festschriften entspricht, wird das Programm freilich in sehr uneinheitlicher Weise eingelöst.

Die spannendsten Beiträge finden sich m.E. in dem Abschnitt zur „Weltrisikogesellschaft". *Anna Tsing* berichtet über die „gewöhnliche Katastrophe" als Folge der Aktivitäten von Wertschöpfungsketten in der Holzindustrie. Die Erzeugung von Wegwerf-Produkten vor allem für den japanischen Markt hat zur großflächigen Entwaldung auf Kalimantan und zur Enteignung der dort lebenden Menschen geführt. Freilich kann Tsing eine ironische Gegentendenz in einem zerstörten Waldgebiet in Kalifornien ausmachen, wo diverse aus der Bahn geworfene Menschen, nicht zuletzt Vietnamkriegs-Veteranen, sich auf die Suche nach den in Japan begehrten Matsutake-Pilzen spezialisiert haben, die hier wachsen, während sie in Japan durch industrialisierte Holzplantagen verdrängt wurden. Eindrucksvoll setzt Tsing ihre Beispiele in Beziehung zu klassischen Mythen der Moderne, Joseph Conrads *Herz der Finsternis* und Herman Melvilles *Moby Dick*.

Bruno Latour und *Maarten Hajer* befassen sich mit dem Problem der Kommunikation moderner Risiken, genauer mit Strategien zur Desinformation. Latour fragt, wie die Propaganda funktioniert, die das einst scheinbar unbestreitbare Wissen über Treibhauseffekt und Klimawandel in den USA innerhalb weniger Jahre zum Gegenstand heißer politischer Kontroverse werden ließ. Die Antwort liegt zum einen im epistemologischen Glauben an objektive, apolitische Fakten, denen ein politisches Bewusstsein und Handeln von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu begegnen hätte, zum andern aber in der Problematik einer Botschaft, deren „Wahrheit zum radikalen Wandel im Lebensstil von sieben Milliarden Menschen" führen (71) würde und damit wenig „Hoffnung" bereit hält (74f). In gewisser Weise illustriert Hajer die erste These anhand der Glaubwürdigkeitskrise, in

die der vierte Bericht des International Panel of Climate Change (IPCC) geriet, als 2007 einige fehlerhafte Aussagen in diesem Bericht nachgewiesen oder behauptet wurden. Hajer berichtet aus der Perspektive des Praktikers, der die niederländische Forschungseinrichtung leitete, welche den inkriminierten Teil des Berichts verantwortet hatte, über die explizit deliberative Strategie, mit der die eigenen Fehler überprüft und die Ergebnisse kommuniziert wurden. Beide Beiträge unterstreichen, dass Katastrophen ganz wesentlich sozial konstruierte und kommunizierte Ereignisse sind (vgl. dazu Clausen u.a. 2004, rez. in *Peripherie* 101/102).

Ted Nordhaus und *Michael Shellenberger* greifen Becks Kritik am Neoliberalismus kritisch auf. Anders als er verstehen sie die „zeitgenössische neoliberale Ideologie" nicht als „Relikt der Wirtschaftsorganisation der ersten Moderne" (98); vielmehr sei das „Einreißen der Mauern nationalstaatlicher Grenzen und Egoismen" (Beck, zit. ebd.) in Wirklichkeit „immer schon ein neoliberales Projekt gewesen", das durch „transnationale Institutionen" wie die WTO auf die Privatisierung öffentliches Besitzes und die Regulierung der globalen Wirtschaft abgezielt habe (ebd.). Ebenso verweisen die Autoren darauf, dass die von Beck zentral thematisierten „nicht intendierte Nebenfolgen" eng mit dem neoliberalen Projekt der Internalisierung von Kosten und deren Einpreisung verbunden sei, was etwa durch die Kommodifizierung von CO_2-Emissionen zur Schaffung völlig neuer Warenkategorien und Märkte geführt hat: das „zweite transnationale neoliberale Großprojekt" (102) und damit „das Kapern der grünen Ideologie durch den Neoliberalismus" (103). Weit entfernt, die Klimarisiken ernstlich zu reduzieren, multipliziert die damit verbundene Spekulation im Kontext weiter steigender Komplexität existenzielle globale Risiken. Eine Lösung sehen Nordhaus und Schellenberger in der Erarbeitung einer kohärenten Gegenposition, die – ähnlich wie die von Milton Friedman und seinem Kreis erarbeitete Konzeption in den 1970er Jahren – in einer Krisensituation in die Position einer hegemonialen „Ideologie" einrücken könnte. Eine solche Gegenposition sehen sie umrisshaft „jenseits sowohl der keynesianischen Nachfragestimulation wie der neoliberalen Marktkorrekturen", vor allem aber in einer Ethik, welche auf einer „tiefen und dauerhaften Wertschätzung der Moderne" und endlich der Einsicht in „die bemerkenswerte gemeinsame Investition" beruhen werde, „die unsere Vorfahren durch die Schaffung des Staates geleistet haben" (105).

Hervorzuheben ist auch *Yunxiang Yans* Darstellung der Figur des „strebenden Individuums" (*suzhi*) in China – weniger aufgrund der Anstrengungen, dies in das Beck'sche Konzept der Individualisierung einzupassen, deren Ertrag mit dem Verweis auf die großen Unterschiede „von einer Gesellschaft zur anderen" (190) überschaubar ist. Die Überlegung unterstreicht freilich den programmatischen Charakter des Ausgangskonzepts, zumal Yan den Unterschied zum „unternehmerischen Selbst" vor allem in der Fixierung von *suzhi* auf materiellen Gewinn erblickt, womit emanzipative Perspektiven ausgeblendet bleiben. Die Darstellung selbst legt eher Begriffe wie „Atomisierung" nahe und erinnert im Übrigen an die ehrwürdige Überlegung des Viktorianers Samuel

Smiles, nach der jeder die Möglichkeit habe, es großen Männern (sic) nachzutun, ergo seines Glückes Schmied sei. Yan stellt uns Wanderarbeiter und Wanderarbeiterinnen vor, die sich abrackern, um dem illusionären Ziel nachzujagen, ihrem Sohn eine gute Ausbildung und später entsprechende Verdienstchancen zu verschaffen sowie damit den eigenen Status im Dorf zu verbessern. Der Druck, unter dem die Arbeitenden stehen, geht daher vom Unternehmen ebenso wie von der Familie und vom Herkunftskollektiv aus und erklärt u.a. auch die Hinnahme von Arbeitszeiten, die sonst nur aus der Frühzeit der industriellen Revolution bekannt sind. Freilich spart Yan Widerstand und Arbeitskämpfe aus; er situiert seine Gegenwartsanalyse vielmehr in einer Entwicklungslinie, die von der traditionalen Gemeinschaftsorientierung über die Verbindung von Ent-Traditionalisierung, Reglementierung und Grundsicherung unter dem maoistischen Regime sowie die forcierte Einführung von Marktmechanismen ab 1992/93 bis hin zur Beseitigung der verbleibenden Existenzgarantien in den späten 1990er Jahren reicht.

Gegenüber zwei Beiträgen sind ernstere Einwände zu erheben. *Anja Weiß* fragt nach der „Zukunft der globalen Ungleichheit". Den anderwärts nicht gänzlich unbekannten Sachverhalt, dass Einkommensunterschiede im globalen Kontext in der Regel jene im nationalen übersteigen, erklärt sie im Gefolge von Immanuel Wallerstein mit einer Neuauflage von Lenins Theorie der Arbeiteraristokratie, die hier der Einfachheit halber gleich zur „Bourgeoisie" erklärt wird (144), was Lenins denunziatorische Tendenz ebenso auf ihren Endpunkt treibt wie seine theoretische Inkonsistenz. Freilich ist Weiß zuzustimmen, dass Nationalstaaten für globale Ungleichheit unzureichende Analyseeinheiten darstellen. Entschiedener Widerspruch ist jedoch am Platz, wenn die Autorin – ausgerechnet noch unter Berufung auf Rosa Luxemburg – nicht-kapitalistische mit „nicht-ökonomischen" Verhältnissen gleichsetzt (146). Dadurch geraten die folgenden, im Wesentlichen an der Debatte über Subsistenzproduktion orientierten Überlegungen u.a. zu „care work" (147) in eine gefährliche Schieflage, die eventuell erklärt, dass Weiß anschließend „informelle, moralische und 'andere' Ökonomien" zum Zwecke einer – unbedingt wünschenswerten – „Soziologie globaler Ungleichheit" in einen Topf wirft (147). Die Arbeit soziologischer Teildisziplinen wie der Entwicklungssoziologie oder von Nachbardisziplinen wie der *social anthropology* hätte helfen können, hier etwas mehr Klarheit zu schaffen.

Wenn *Nathan Sznajder* meint, es sei „Zeit, die kosmopolitische Soziologie etwas außerhalb Europas herumzuführen" (35), so liefert *Ulrich Beck* sicher nicht ganz freiwillig schlagende Belege für die Dringlichkeit eines solchen Unternehmens. In der hier abgedruckten, 2011 in Tel Aviv gehaltenen *Minerva Lecture* über „Globale Ungleichheit und Menschenrechte aus kosmopolitischer Perspektive" sind auf S. 118 die folgenden Fehlleistungen versammelt: Zunächst meint Beck, da ja in der Ersten Moderne „die Nationalstaaten noch immer stark und souverän gewesen seien", habe es „keine internationale Konkurrenz zwischen Arbeitskräften" gegeben (Abs. 1). Der Transfer von Arbeitskraft durch den transatlantischen Sklavenhandel, die Millionen

chinesischer und indischer „Kulis“, die vor 100-150 Jahren in Marsch gesetzt wurden, scheinen hier ebenso wenig eine Rolle zu spielen wie die – zumindest in Großbritannien just mit arbeitsmarktpolitischen Argumenten unterfütterte – Massenmigration aus Europa in die Siedlerkolonien Amerikas, Australiens und des Südlichen Afrika. Die „Kulis“ wären Beck eventuell eher präsent, wenn es Anfang des 20. Jahrhunderts gelungen wäre, den – auch gewerkschaftlichen – Widerstand dagegen zu brechen, „Kulis“ zur Behebung des Arbeitskräftemangels in Ostpreußen einzusetzen. Migration spielt dann aber auch für die Gegenwart offenbar keine Rolle, denn sonst könnte Beck nicht meinen, die aktuelle Konkurrenzsituation umgehe „den Macht- und Souveränitätsanspruch der Nationalstaaten“ (Abs. 2). Das mag für die fiktive Situation sedentärer Belegschaften gelten, verfehlt aber die Realität mannigfaltiger Arbeitsmigration, einschließlich der Probleme der Undokumentierten. Wenig umsichtig erscheint endlich die Einlassung, das Prinzip „cuius regio, eius religio“ habe den „universalistischen Anspruch der drei großen monotheistischen Religionen“ „jahrhundertelang“ eingeschränkt, und ferner, „die meisten menschlichen Wesen“ hätten „jahrhundertelang“ in deren „Schatten gelebt“ (Abs. 4). Soweit hier Christentum, Islam und Judentum gemeint sind, führt Becks kosmopolitisches Unternehmen geradewegs zurück in die europäische, allenfalls mediterrane Provinz – oder begründet Zweifel daran, ob er sie je verlassen hat. Betrachten wir die Zahlen, so machen heute Christen, Muslime und Juden allenfalls infolge der großen Missionsschübe seit dem 18. Jahrhundert knapp die Hälfte, zuvor aber immer eine Minderheit der jeweils lebenden Menschen aus. Betrachten wir das Prinzip, so nimmt die Irritation zu: Sieht man einmal von der aggressiven Expansion der Kreuzzüge im östlichen Mittelmeerraum und später im östlichen Zentraleuropa ab, so galt das repressiv befriedende Prinzip „cuius regio, eius religio“ seit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) im Heiligen Römischen Reich für etwa 200 Jahre; seine Aufhebung etwa durch die Toleranzedikte Josephs II. gilt gemeinhin als wesentlicher Schritt der Aufklärung und Säkularisierung, demnach wohl als eine der wichtigen Erscheinungen der „Ersten Moderne“. Dem „cuius regio, eius religio“ vergleichbare Prinzipien wurden in dieser Epoche zweifellos in anderen Staaten West-, Nord- und Zentraleuropas durchgesetzt, gerade nicht aber unter islamischer Herrschaft. Hier herrschte gegenüber den anderen Buchreligionen Toleranz, wenn diese auch nicht frei war von Diskriminierung, vor allem durch Sondersteuern. Im Osmanischen Reich fand dies Ausdruck im *millet*-System, das weitgehende interne Selbstverwaltung garantierte – mit einschneidenden Folgen bis in die Gegenwart, wie Beck wohl erfahren hätte, hätte er seine Gastgeber nach dem in Israel noch immer geltenden, nach Religionsgemeinschaften differenzierten Personenstandsrecht gefragt. Die entscheidende Frage lautet hier aber, wie die aus menschenrechtlicher Sicht unhintergehbare Anerkennung des Anderen angesichts solcher Ignoranz denn möglich sein soll. Problematisch aus Sicht des Beck’schen Theorieangebots und -anspruchs erscheinen aber die schwer verzichtbaren historisch-empirischen Grundlagenbezüge, die sich

hier eher als zurechtgezimmert denn als tragfähig erweisen.

Reinhart Kößler

Nadine Marquardt & Verena Schreiber (Hg.): *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*. Bielefeld: transcript 2012, 320 Seiten

In vielen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen ist es fast zum Allgemeinplatz geworden, dass der Raum sozial, politisch und kulturell produziert ist. Das „Ortsregister" macht die abstrakte Rede von der sozialen Konstruktion des Raums anhand von 46 Stichwörtern konkret. Von „Asyl" (*Claudia Wucherpfennig*) bis „Zelt" (*Nadine Marquardt* & *Andreas Folkers*) richten die Beiträge „jenseits rein metaphorischer Bezugnahmen auf Raumbegriffe […] den Blick auf eine Vielzahl alltäglicher und unbekannter, umstrittener und umkämpfter, verheißungsvoller und exklusiver Räume und Orte" (9). Mehrheitlich handelt es sich um Begriffe, die konkrete Orte oder Territorien beschreiben – etwa „Banlieue" (*Mélina Germes* & *Andreas Tijé-Dra*), „Gated Community" (*Georg Glasze*), „Kiez" (*Gisela Welz*), „Lager" (*Daniel Loick*) oder „Reservat" (*Michael Flitner*).

Ort und Territorium zugleich ist der „Friedwald" – ein in Deutschland erst seit gut einem Jahrzehnt verbreiteter „alternativer" Ort der Bestattung. In verkehrsinfrastrukturell gut angebundenen Wäldern können Urnen im Wurzelbereich der Bäume beigesetzt werden. Ähnlich wie auf christlichen Friedhöfen werden Bestattungsplätze mit einem Nutzungsrecht von bis zu 99 Jahren angeboten. In Friedwäldern materialisiert sich nicht nur die soziale Konstruktion von Natur, sondern vor allem auch ein spezifisches gesellschaftlich-kulturelles Verhältnis zum Tod, wie *Jürgen Hasse* in seinem Beitrag eindrücklich und informativ beschreibt.

Einige Beiträge widmen sich sozialen Räumen. „In der Diaspora ist man als Kollektiv. Das unterscheidet sie vom Exil" (89), erklärt etwa *Juliane Karakayali*. Dabei bindet sie den Begriff an theoretische Ansätze zu Postkolonialität, Identität und transnationaler Migration zurück. Dies gelingt ihr nicht nur prägnant auf wenigen Seiten, sondern zudem in bemerkenswerter Weise verständlich auch für EinsteigerInnen in die entsprechenden Debatten.

Wie kollektive Identität am konkreten Ort in Szene gesetzt wird, zeigt *Bernd Belina* am Beispiel der Fanmeile: Dort wird nämlich „nicht etwa der Fußball gefeiert, sondern die Nation" (103). Weit entfernte Leinwände sind hinter den Köpfen anderer ZuschauerInnen kaum zu erkennen, der Ton ist entweder zu laut oder zu leise und zwischen Vuvuzela trötenden und grölenden Umstehenden sowieso nicht zu verstehen: Egal, denn es geht um „uns", und „wir" gewinnen auch unabhängig vom Ausgang des Spiels. Mit der Ausrichtung der Fußball-WM 2006 wurde hierzulande nicht nur dem Nationalismus eine Bresche geschlagen, sondern auch im Namen der Sicherheit vor allem in den Städten der Zugang zu vielen zentralen Orten eingeschränkt und technologische wie personelle Überwachung massiv ausgebaut. Angesichts dessen erklärt Belina, er werde sich „auch in Zukunft wichtige

Länderspiele mit Beteiligung des DFB-Teams in Sicherheit zu Hause ansehen und zu diesen Zeiten den öffentlichen Raum, und schon gleich die Nähe zu Fanmeilen, meiden“ (105).

Fast alle Beiträge stellen explizit den Bezug zur sozialwissenschaftlichen und insbesondere sozial- und kulturgeographischen Raumtheorie her, so dass sich der Band ebenso als leicht zugänglicher Einstieg in dieses theoretische Feld lesen lässt wie als Glossar. Die Texte fallen in Stil und Länge unterschiedlich aus: Manche haben Ähnlichkeit mit Lexikoneinträgen, andere arbeiten mit Feldnotizen (so etwa der Beitrag von *Michael Berndt* zu „Maquiladora“). Politisch, gesellschaftlich und wissenschaftlich wichtige Begriffe informativ und theoretisch rückgebunden aufbereitet – das Format ist dem der *Peripherie*-Stichwörter sehr ähnlich, und in mindestens einem Fall besteht auch eine Überschneidung: Zu „land grabbing“ schreiben *Stefan Ouma* im *Ortsregister* und *Uwe Höring* in der *Peripherie* 124. Es mutet zwar ein wenig ambitioniert an, wenn die Herausgeberinnen den Band in eine Reihe mit den von Jürgen Habermas herausgegebenen *Stichworten zur „Geistigen Situation der Zeit“* (1979) oder dem von Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke herausgegebenen *Glossar der Gegenwart* (2004) stellen – ohne Zweifel aber ist das *Ortsregister* ein sehr gelungenes Buch, das zum kurzweiligen Entdecken von Alltagsbegriffen ebenso wie von raumtheoretischen Debatten einlädt.

Bettina Engels

Christoph Jahr & Jens Thiel (Hg.): *Lager vor Auschwitz. Gewalt und Integration im 20. Jahrhundert* Berlin: Metropol 2013, 340 S.

Die Rede vom „Jahrhundert der Lager“ zusammen mit dem übermächtigen Fluchtpunkt Auschwitz verdeckt bei aller Unvermeidlichkeit und Berechtigung dieser Konstellation leicht die Vielschichtigkeit der Institutionen und Strategien, die mit dem Begriff „Lager“ angesprochen sind. Hier setzt der vorliegende Sammelband an; hinzu kommen Verweise auf die Genealogie sowohl des Begriffs wie der konkreten institutionellen Ausformung, die immer wieder die Verkoppelung der Lagerpraxis Mitte des 20. Jahrhunderts mit kolonialen Vorläufern und Modellen herausstellen. Damit zeigt der Band nicht zuletzt die Bandbreite dessen auf, was mit „Lager“ angesprochen werden kann, ohne doch einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Einleitend geben die Herausgeber einen Einblick in die noch weit umfassendere, bis in die Antike zurückreichende Vielfalt der mit „Lager“ bezeichneten Einrichtungen. Doch orientierten diese sich durchweg am militärischen Lager und verknüpften damit Gewaltorganisation, Kontrolle und Integration. *Christoph Jahr* vertieft diese Perspektive durch eine an Lexika seit dem 18. Jahrhundert orientierte begriffsgeschichtliche Skizze, die zugleich die durch die Nazi-Herrschaft bezeichnete Wende, aber auch die Brüche und Inkonsequenzen ihrer Aufarbeitung unterstreicht. Aus rechtshistorischer Perspektive beleuchtet *Daniel Marc Segesser* die Praxis der Internierung

sowohl von Kriegsgefangenen als auch von Zivilisten gleichfalls seit dem 18. Jahrhundert.

Die übrigen 15 Beiträge behandeln ebenso aufschlussreiche wie oft bedrückende Fallbeispiele. Dabei zeigt sich ein immer wiederkehrender Rückbezug auf koloniale Ursprünge der Form des Lagers, die im 20. Jahrhundert prägend geworden und auch Anlass für den Sammelband ist, des Konzentrationslagers. Die folgenden Bemerkungen konzentrieren sich auf diese kolonialen Bezüge.

Die bekannte Genealogie von der spanischen Repressionspraxis auf Cuba über den Südafrikanischen Krieg („Burenkrieg") und die deutsche koloniale Praxis im heutigen Namibia wird immer wieder angesprochen. Wesentlich ist dabei, was die Beiträge teils eher nebenher verdeutlichen: Spätestens seit dem Südafrikanischen Krieg war dieser Begriff stark negativ konnotiert und bezeichnete illegitimes Vorgehen gegen Gefangene und Internierte. Nicht zuletzt die Nazis vermieden diese Bezeichnung daher zumindest in der Frühphase ihres Lagersystems, wie *Christian Goeschel* und *Nikolaus Wachsmann* zeigen. Andererseits zeigt eine Reihe von Beiträgen sehr deutlich auf, dass diese Bezeichnung auch schon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts verbreitet und negativ konnotiert war, zu dem Zeitpunkt also, als „Konzentrationslager" im damaligen Deutsch-Südwestafrika der Internierung ganzer als feindlich definierter, ethnischer Gruppen dienten und zumindest in einigen Fällen zur weiteren Dezimierung der Überlebenden des vorausgegangenen Völkermordes führten. Diese Thematik wird von drei Beiträgen direkt aufgegriffen: *Jürgen Zimmerer* sieht die untereinander zu differenzierenden Lager als Teil des für die Siedlungskolonie zentralen, bevölkerungspolitischen Projekts. Dieses Projekt stellt sich bei deutlichen Unterschieden jenseits einer dem Autor gern nachgesagten „Kontinuitätsthese", die er ausdrücklich zurückweist (55), als „genozidales Projekt der Kolonisierung, Umgestaltung und Ausbreitung des jeweiligen Kolonialraumes" (66) dar, das auf das Vorgehen Nazideutschlands im besetzten Osten vorausweist. Dagegen betont *Jonas Kreienbaum* die Bedeutung wenigstens einiger Lager als Arbeitskraftreservoir und damit als Vorläufer der nach ihrer Auflösung in der Kolonie geltenden allgemeinen Arbeitspflicht. Zugleich verweist Kreienbaum auf die Spannung zwischen den Interessen an Arbeitskräftebeschaffung einerseits und an Kontrolle andererseits. Mit dem Diskurs über Sexualität, Geschlechtskrankheiten und Prostitution spricht *Susanne Kuß* eine spezifische Herausforderung von Kontrollansprüchen an. Die Kolonialbehörden begegneten ihr mit der Errichtung einer „Sonderzone" innerhalb des „Eingeborenenlazaretts". Der letztlich erfolglose Versuch der Kontrolle unterstreicht die biopolitischen Zielsetzungen des für diese Kolonie zentralen Siedlungsprojektes. Wie *Jens Thiel* und *Christian Westerhoff* im Hinblick auf „Deutsche Zwangsarbeitslager im Ersten Weltkrieg" konstatieren, bildeten die Lager in Namibia insofern einen Wendepunkt in dem komplexen, gewiss nicht linearen Entwicklungsprozess von Lagern generell, als hier erstmals und in Abweichung auch von anderen kolonialen, mit „Erziehung zur Arbeit" motivierten Situationen „Arbeit" und

„Vernichtung“ miteinander verknüpft wurden (119ff). Zugleich verweisen die Autoren auf den wenigstens auf den ersten Blick anderen Kontext der Kontrolle russisch-polnischer Saisonarbeiter in den preußischen Ostprovinzen als wichtigen Hintergrund für die entstehende Praxis des Arbeitslagers. Eine weitere Dimension dieser Entwicklung ebenfalls aus der Zeit des Ersten Weltkrieges beleuchtet nochmals *Susanne Kuß* in ihrer Darstellung der Lage in China rekrutierter Arbeitskräfte. Diese waren unter französischer und britischer Regie in Lagern in Frontnähe nicht nur massiven Gefährdungen ausgesetzt, sondern auch einer strikten Kontrolle unterworfen, die eher an Gefangenschaft denken lässt und auf die allgemeinere Frage nach Kontrolle über Wanderarbeiter verweist. Als „Depot für Arbeitskräfte“ waren auch die „Barackenstädte“ (193) konzipiert, von denen *Hannes Leidinger* und *Verena Moritz* berichten, und die nach nur ansatzweise ausgeführten Planungen die kriegsbedingten Flüchtlingsströme in Österreich-Ungarn aufnehmen sollten.

Ein koloniales Projekt anderer Art stellt *Meinhard Stark* mit dem Karlag vor, einem riesigen, auf landwirtschaftliche Produktion im großen Maßstab orientierten Lagerkomplex in der Region Karaganda in der kazachischen Steppe. Nicht zuletzt erwähnt Stark die tiefen Eingriffe in das Leben der nomadisierenden Kazachen, die dieses sowjetische Modernisierungsprojekt unweigerlich mit sich brachte.

Fragen der Vergleichbarkeit zwischen unterschiedlichen Typen von Lagern werden schließlich zum einen von Goeschel und Wachsmann angesprochen: Die Autoren bestehen gerade gegenüber der von ihnen bemühten Vorstellungen von „direkten Kontinuitätslinien von Windhoek nach Auschwitz“ (281) auf den Besonderheiten der Todeslager des Zweiten Weltkrieges, die sie auch klar von den Konzentrationslagern der früheren Perioden der Nazi-Herrschaft abgegrenzt sehen wollen. Demgegenüber arbeitet *Kiran Klaus Patel* in einem Vergleich von NS-Lagern für „Volksgenossen“ einerseits und „Gemeinschaftsfremde“ andererseits neben klaren Unterschieden nicht zuletzt in der Zielsetzung – hie Erziehung und Inklusion, hie Strafe und Exklusion – doch erstaunliche Parallelen wenigstens für die Zeit vor 1939 heraus. So erlaubten vor allem Raumordnung und Architektur öfters die sukzessive Nutzung von Lagern einerseits als KZ, andererseits als Ort für Erziehungsmaßnahmen an künftigen Eliten. Diese erstaunlichen Übereinstimmungen betreffen neben Disziplinierung Grundlagen eines übergreifenden Bedürfnisses, „durch ambivalenzfreie Dichotomien Ordnungen zu produzieren“, wie insbesondere Zygmunt Bauman aufgezeigt hat (331). Das „Modul Lager“ ist in dieser Perspektive, zumal als „verdinglichter Ausdruck der Entindividualisierung“ (331) in unterschiedlicher Weise einsetzbar.

Die Frage erscheint nicht müßig, wie sich diese Überlegungen zu Überwachung, Disziplinierung und Rationalisierung in eine Perspektive von Lagern *nach* Auschwitz, etwa in Bezug auf die durchgängige Internierungspraxis gegenüber nationalen Befreiungsbewegungen und auch dieser selbst gegenüber „Dissidenten“ einbringen lassen.

Reinhart Kößler

Reinhart Kößler & Hanns Wienold: *Gesellschaft bei Marx*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2013 (2. korrigierte u. erweiterte Aufl.), 381 Seiten

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um die Bemühungen der Autoren, die marxschen Werke im Hinblick auf konkrete soziologische Aspekte und Fragestellungen neu zu lesen und zu interpretieren. Nichtsdestotrotz legen die beiden Soziologen Wert darauf, Marx' außerdisziplinäre Arbeitsweise hervorzuheben – es erwarten die Leserin/den Leser also nicht ausschließlich soziologische Themenfelder und Theoriegebilde. Auf eine wirtschaftswissenschaftliche Aufarbeitung der Werttheorie sollte man dennoch nicht zählen.

Die Autoren beginnen mit einer Einführung in die marxsche Methode. Damit bereiten sie die LeserInnen auf die kommenden Kapitel vor und bringen ihnen Marx' Arbeitsweise näher. Beispielsweise erörtern sie das Konzept der Formbestimmtheit, das in den folgenden Kapiteln immer wieder als eine zentrale Methode auftaucht. Die Analyse von Arbeit (als gesellschaftlichem Vorgang) nimmt die erste Hälfte des Hauptteils ein, mit dem auch der soziologische Charakter der marxschen Theorien unterstrichen wird. Im Zuge dessen werfen Kößler & Wienold ein genauerer Blick auf die Werttheorie, wobei sie mathematischen Zahlenspielen wenig Platz einräumen – sie beleuchten ausschließlich die qualitativen Aspekte.

Die zweite Hälfte des Hauptteils behandelt ein den meisten eher unbekanntes Themenfeld der marxschen Theorie: Die Autoren untersuchen Marx' Ansichten bezüglich gesellschaftlicher Evolution sowie historischer Prozesse. Dabei geht es ihnen nicht zuletzt darum, die Vorstellung, die marxsche Theorie sei eine lineare Evolutionstheorie, in gewissem (wenn auch beschränktem) Maße aufzubrechen.

Das Buch stützt sich auf eine Vielzahl von Karl Marx' Werken, unter anderem auch auf seinen Briefverkehr oder diverse Kommentare zu historischen Ereignissen. Dabei scheuen sich die Autoren auch nicht davor, Ungereimtheiten der Theorien aufzuzeigen, und versuchen, diese aufzulösen. Auch wenn *Gesellschaft bei Marx* ursprünglich als Grundlage eines Universitätskurses gedacht war, so stellt es keineswegs eine Einführung in die marxsche Theorie dar. Dafür wäre das Stoffgebiet auch viel zu umfangreich, um in 380 Seiten zu passen. Dass dieses Buch nicht für „Frischlinge" geeignet ist, wird bereits in der Einleitung klar, wenn die Autoren betonen, das Buch sei keineswegs ein Ersatz für eine eigene Marx-Lektüre (20). Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen, mehr noch, Grundkenntnisse der marxschen Theorie sind nahezu Voraussetzung, um dem Buch folgen zu können. Die äußerst detaillierten und genauen Quellenangaben laden regelrecht dazu ein, selbst die jeweiligen Passagen nachzuschlagen und zu analysieren.

Vielmehr als eine Zusammenfassung zu erstellen, versuchen die Autoren, Marx zu interpretieren, falls notwendig auch in den jeweiligen historischen Kontext zu setzen sowie durch weitere, in marxistischer Tradition stehende Theorien zu erweitern. Diese sehr interpretative Ausrichtung des Buches impliziert selbstverständlich eine gewisse Subjektivität ihrer Marx-Lektüre – woran

auch nichts auszusetzen ist. Sie schwingt besonders in Passagen mit, in denen die Autoren diverse andere Leseweisen von Marx als falsch darstellen und etwa in Zusammenhang mit dem Bolschewismus setzen. Den LeserInnen muss daher zu jeder Zeit klar sein, dass es sich hier zu einem großen Teil um eine Interpretation handelt, nicht um eine bloße Inhaltsangabe. Hier würde man sich oft eine klarere Abgrenzung zu den ursprünglichen (marxschen) Gedanken wünschen.

Ferner wäre von Vorteil gewesen, Kapitel und Konzepte klarer zu strukturieren. Es fällt oft schwer, in den seitenlangen Kapiteln das Grundthema im Hinterkopf zu behalten, nicht zuletzt, weil die Autoren häufig davon abschweifen. Teilweise gelingt ihnen auch nicht, einen roten Faden durch das komplette Kapitel hindurch aufrecht zu erhalten – was zum Teil wohl auch dem sehr fragmentarischen Charakter von Marx' Gesamtwerk zuzuschreiben ist. Eine wiederholte Lektüre der Kapitel ist meist empfehlenswert, wenn nicht sogar nötig, um den Anschluss nicht zu verlieren.

Abschließend werfen Kößler & Wienold einen Blick auf Modernisierung und Globalisierung und stellen einen marxistischen Bezug auf die Entwicklung der Gesellschaft im 21. Jahrhundert her. Dieser Abschnitt fällt nach dem größtenteils sehr komplexen Hauptteil etwas enttäuschend aus, bewegt er sich doch nur sehr oberflächlich und kurz zwischen diversen Besonderheiten der gegenwärtigen Formen des Kapitalismus. Am Ende blickt der Rezensent zurück auf ein durchaus überzeugendes und aufschlussreiches Werk für Fortgeschrittene, das irgendwie unvollständig erscheint – wohl ein Beigeschmack der zugrundeliegenden marxschen Theorienwelt.

Daniel Unterweger

Ingo Schmidt (Hg.): *Rosa Luxemburgs „Akkumulation des Kapitals". Die Aktualität von ökonomischer Theorie, Imperialismuserklärung und Klassenanalyse*. Hamburg: VSA 2013, 166 Seiten

Der Umstand, dass eines der großen Werke der Kapital- und Imperialismus-Analyse 2013 das Jahrhundert vollendet hat, dürfte weniger die fortgesetzte und erneute Befassung mit Rosa Luxemburgs Konzept des kapitalistischen Akkumulationsprozesses rechtfertigen als die Aktualität ihrer Fragestellung und ihres Zugriffs. Die hundert Jahre verliefen anders, als die Autorin wohl erwartet, sicher, als sie gehofft hatte. Ihre Theorie wurde zwischenzeitlich von den Stalinisten als „Syphilisbazillus der internationalen Arbeiterbewegung" gebrandmarkt, aber immer wieder von dissidenten Strömungen aufgenommen. Diese Schicksale haben ebenso wenig Niederschlag in dem vorliegenden Band gefunden wie die wichtigen Biographien von Paul Frölich und John P. Nettl. So ergibt sich eine Auseinandersetzung, die größtenteils auf Luxemburgs zentrale These von der Notwendigkeit nichtkapitalistischer Milieus zur Realisierung des Mehrwerts abhebt und sie – teilweise in Anlehnung an das seinerzeit viel zitierte Buch von Burkhart Lutz *Der kurze Traum immerwährender Prosperität* (1984) – in die an neuere Debatten anschlussfähige Terminologie der „Landnahme" übersetzt. Dabei

meint der Begriff nicht allein die flächenmäßige Ausbreitung kapitalistischer Beziehungen, sondern – gern als „zweite Landnahme" bezeichnete – Prozesse der Intensivierung und Systematisierung kapitalistischer Durchdringung. Hinzu kommen Verweise auf Luxemburgs Vorwegnahme makroökonomischer Konzepte, etwa von John Maynard Keynes und neuerer Entwicklungen der Geldtheorie. Andere Aspekte der *Akkumulation*, insbesondere die Auseinandersetzung mit russischen Marxisten, zumal einem gewissen Iljin alias Lenin, bleiben ebenso unberücksichtigt wie die methodologischen Probleme der *Kapital*-Lektüre der Zweiten Internationale, die durch Autoren wie Isaak I Rubin und Roman Rosdolsky seit langem offengelegt wurden und das Werk Rosa Luxemburgs nicht aussparen. Es reicht also nicht, einfach aufzuzeigen, wo sie recht hatte. Nimmt man die Auseinandersetzung mit dem logischen Status der Marx'schen Theorie und Modellbildung ernst, kann man schon lange nicht mehr von einer „Produktionsweise der einfachen Warenproduktion" sprechen (67, Paul LeBlanc), weil die eine Modellannahme darstellt und keine empirische Kategorie. Sicherlich bleiben der dritte Abschnitt der *Akkumulation*, in dem an historischem Material die fortgesetzte gewaltförmige Ausbreitung des Kapitalismus dargestellt wird, ebenso wie die *Einführung in die Nationalökonomie* mit ihren weit ausgreifenden wirtschaftshistorischen Kapiteln eine ebenso lehrreiche wie spannende Lektüre. Nur muss erschrecken, wenn etwa *Michael Löwy* das von Luxemburg verwendete Konzept des Urkommunismus einfach aufgreift, als habe es in den hundert Jahren keine historische und ethnologische Forschung gegeben.

Für Versuche der Aktualisierung kommt dem Konzept der „Landnahme" zentrale Bedeutung zu. Wie andernorts (*Prokla* 101, 1995) gezeigt, bewegte sich schon Lutz empirisch-historisch auf höchst schwankendem Boden. *Klaus Dörre* belegt hier zwar kenntnisreich zahlreiche gesellschaftliche Veränderungsprozesse, doch überzeugt mich die überbordende Metaphorik, mit der „Landnahme" hier mit der „Kolonialisierung der Lebenswelt" (Habermas) verkoppelt wird, vor allem deshalb nicht, weil Zusammenhänge und Unterschiede zwischen Metapher und Begriff völlig unreflektiert und damit auch begrifflich unkontrolliert bleiben. So schafft die Metapher eine trügerische Evidenz, der gar nicht in den Blick kommt, dass „Lebenswelt" oder „Alltag" auch schon während der industriellen Revolution und sicher zu Luxemburgs Zeiten wenigstens für Proletarisierte untrennbar mit Lohnarbeit verkoppelt und wesentlich durch sie bestimmt waren, was sowohl eine Abgrenzung von „Arbeit" und „Alltag", als auch die Rede von einem „traditionellen Sektor" (Lutz, vgl. hier 95) fragwürdig erscheinen lässt. Gewiss hat die mikroelektronische Revolution den Alltag grundlegend reorganisiert, und die Jahrzehnte der Deregulierung haben dem Kapital auf neue Art menschliche Produktivkraftpotenziale erschlossen. Nur heißt das eben nicht, dass diese Potenziale vorher mit dem Kapital nichts zu tun gehabt hätten. Auch die Hausfrau des fordistischen Alleinverdieners war ja durchaus dem Kapital subsumiert, allein durch das Zeitregime, dem ihr Eheherr unterworfen war. Die

Problematik wird nur scheinbar aufgenommen, wenn Dörre berücksichtigt, dass es sich hier um „eine bereits kommodifizierte Struktur“ handele, also „um eine Landnahme zweiter Ordnung“ (96). Kategorial bleibt unklar, was dies genau bedeuten soll. Da wird der „Anpassungszwang“ geltend gemacht, der sich aus einer von den Märkten der Finanzderivate angetriebenen, in die Zukunft projizierten „Sphäre fiktiver Akkumulation“ ergibt (97), aber auch die Absenkung des „Preis(es) der professionalisierten Pflegetätigkeiten deutlich unter Wert“ (104). Dem (Wert-)Urteil soll hier gar nicht widersprochen werden. Nur: Was hat das mit Rosa Luxemburg und ihrer Kernproblematik, der Realisationsfrage zu tun (und was sind in *ihrem* theoretischen Kontext die Maßstäbe für „unter Wert“)? Wichtiger noch: Die Rede von der „Landnahme“ ist meist und oft ganz selbstverständlich und implizit auf Deutschland bezogen. Die Tragweite des Problems zeichnet sich ab, wenn die Rede von „fortgeschrittenen Kapitalismen“ (93) unterläuft – die Reflexe der Modernisierungstheorie stellen auch kritischen Geistern fatale Fallen. Fatal sind diese Fallen gerade hier, weil Luxemburgs theoretischer Impuls gerade dafür sensibilisieren sollte, dass globale Ungleichheit nicht unterschiedlicher Verortung auf einer Schiene der Fortschrittlichkeit oder Evolution geschuldet ist, sondern stets synchron zu denkenden Prozessen von Ausbeutung und Gewaltgeschehen.

Man könnte zu dem Schluss kommen, dass die Welt sehr wohl einige Bücher über Luxemburg brauchen könnte, ein solches jedoch eher nicht. Jedoch sticht der Versuch von *Marcel van der Linden* hervor, „Luxemburgs Klassenanalyse der Weltgesellschaft quellennah (zu) rekonstruieren und (zu) evaluieren“ (118) – nicht zuletzt, weil dieses Unternehmen geeignet ist, die auch andernorts vielfach vorgetragenen Überlegungen des Autors zu einer Welt-Arbeiterklasse voranzutreiben. Dabei geht es genau um „die Produzenten und Konsumenten, die nicht oder noch nicht völlig in den Kapitalismus integriert worden waren“ (119) und daher um ein zentrales Thema Luxemburgs. Dabei zieht van der Linden Luxemburgs Gesamtwerk heran, um zu zeigen, wie sie den kolonialen Expansionsschub Ende des 19. Jahrhunderts in den Gesamtprozess der Verschiebungen kapitalistischer Zentren, des Positionsverlustes Großbritanniens und des Aufstiegs der USA und Deutschlands einordnete. Weiter wird klar, dass Luxemburg sehr differenziert nicht nur unterschiedliche Gruppen und Schichten innerhalb der Industriearbeiterschaft betrachtete, sondern auch Produzentinnen und Produzenten außerhalb des formalen Lohnnexus, sowie – entgegen häufigen Annahmen – die unbezahlte Arbeit von Arbeiterfrauen, die ihr zufolge „im kapitalistischen Sinne ‘bloße Luft’“ (127) sei. Aus dieser Sichtweise ergibt sich Luxemburgs Betonung internationaler Solidarität, auch wenn sie – ganz im Sinne des *Kommunistischen Manifests* – die Kämpfe der Arbeiterklasse zunächst auf den nationalstaatlichen Rahmen verwiesen sah. Eine Herausforderung auch angesichts der inzwischen eingetretenen Entwicklungen würde hier der abschließend notierte wichtige Umstand bieten, dass es im Zuge der kapitalistischen Expansion nicht einfach, wie Luxemburg noch

erwartete, zur „totale(n) Vernichtung der alten Strukturen“ kam, sondern diese „als hybride Bestandteile des Kapitalismus weiter bestehen“ (135). Man mag hier trefflich über Einzelheiten der Terminologie streiten, aber um den angesprochenen Sachverhalt geht es ganz wesentlich, auch als theoretische Herausforderung zur Konzeption einer komplexen Vorstellung des aktuellen weltgesellschaflichen Zusammenhangs.

Reinhart Kößler

Hans Jürgen Krysmanski: *Hirten & Wölfe: Wie Geld- und Machteliten sich die Welt aneignen*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2012 (4. Aufl.), 313 Seiten

Der Verfasser hat sich eingehend mit gesellschaftlichen Implikationen der Globalisierung und dem *Power Structure Research* auseinandergesetzt, in dessen Kontext auch das hier vorgestellte Buch zu setzen ist. Er bezeichnet das Buch selbst als Arbeitsbuch, das Bausteine für ein weiterzuführendes Projekt biete. Nachdrücklich betont er, für wie wichtig er es hält, die Strukturen der Macht- und Geldeliten kritisch zu beobachten, um diese einschätzen und gegebenenfalls Gegenkräfte mobilisieren zu können: Die Elitenforschung sei in der soziologischen Forschung bisher vernachlässigt worden. Daher fordert er eine eingehendere Beschäftigung des akademischen Umfelds mit der Materie. Das Buch ist demnach nicht als Endprodukt zu betrachten, sondern vielmehr als Sammlung von Einzelbeiträgen zu relevanten Themenkomplexen, die als Anstoß für weitere Forschung und als Aufruf zum Engagement im Netzwerk des *Power Structure Research* dienen sollen.

Der Band behandelt aus soziologischer Perspektive die Phänomene von Macht und Herrschaft in der heutigen Welt. Krysmanski widmet sich dabei insbesondere der Frage, wie diese in Verbindung zu Reichtum stehen. Hierzu zeichnet er Entstehung und Aufstieg, Vernetzung und Mechanismen der Machtausübung von Geld- und Machteliten nach. Seine zentrale These, Geld stelle die wahre Quelle für Macht in der heutigen globalisierten Welt dar, stützt er mit empirischen Belegen aus zahlreichen Studien. Er beschreibt Prozesse der Privatisierung, die durch die Aushöhlung alter bzw. die Etablierung neuer globaler institutioneller Strukturen durch neoliberale Ideologiemodelle unterstützt werden, als Mechanismen zur Herstellung und Stabilisierung des aktuellen Machtgefüges. Denn die finanziellen Ressourcen würden eingesetzt, um Demokratie zugunsten der Geldeliten zu unterwandern und ein System der Plutokratie, also der Herrschaft der Geldeliten, zu schaffen. Die Monetarisierung des Politischen, verbunden mit einer Privatisierung der Macht, im Endeffekt also die Machtübertragung an Eliten, die sich durch ihre Vermögen legitimieren, diagnostiziert Krysmanski als zentrales Charakteristikum der heutigen Machtstrukturen.

Dazu stellt er zentrale Aspekte von Klassen- und Herrschaftstheorien vor und plädiert für die Anwendung des *Power-Structure-Research*-Ansatzes, um die AkteurInnen der heutigen herrschenden Klassen in den Blick zu nehmen. Er beschreibt den Aufstieg der USA zum Imperium ab den 1930er Jahren und widmet sich insbesondere dem Emporkommen ihrer Machteliten, denen in den globalen Herrschaftsstrukturen oftmals

eine besondere Rolle zukommt. Dabei untersucht er auch einige Geheimbünde, deren konspiratives Wirken in unzähligen Verschwörungstheorien behandelt wird. Den rationalen Umgang mit diesen Theorien hält er für einen wichtigen Beitrag bei dem Versuch, die Geheimnisse von Macht und Herrschaft im Auge zu behalten und dadurch eine Unterwanderung der Demokratie zu dokumentieren. In einem Gastbeitrag thematisiert *Rainer Rilling* schließlich die globalen Netzwerke der Macht, indem er insbesondere Medien, Finanziers, *Think Tanks* und politische Organisationen und ihre Rolle bei der Durchsetzung einer neuimperialen Weltordnungspolitik untersucht, die den globalisierten Kapitalismus dauerhaft sichern soll.

Das Buch ist aus verschiedenen Texten zu teilweise sehr unterschiedlichen Themen zusammengestellt. Es stellt damit kein in sich geschlossenes Werk dar, sondern ist vielmehr ein Materialfundus, der erste *inputs* zur weiteren Beschäftigung mit den unterschiedlichen Themen liefert. Weiterführend wäre z.B. zu erörtern, weshalb die beschriebenen Mechanismen der Herrschaftsausführung erfolgreich sein können. Seinen wissenschaftlichen Charakter unterstreicht der Band, da er alle (oftmals politisch hochbrisanten) Argumente ausführlich mit empirischen Studien belegt; der Schreibstil mutet jedoch oftmals eher journalistisch an. Darin liegt aber auch eine seiner Stärken, weil er die Themen in einer Weise bearbeitet, dass sie auch für Personen ohne akademischen Hintergrund zugänglich sind: ein lesenswertes Buch über wichtige Themen der heutigen Zeit, das auch inhaltlich überzeugt.

Marie Christine Koytek

Ingrid Kurz-Scherf & Alexandra Scheele (Hg.*innen): *Macht oder ökonomisches Gesetz? Zum Zusammenhang von Krise und Geschlecht*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2013 (2. Aufl.), 313 Seiten

Der Titel des vorliegenden Sammelbandes weist auf das Verhältnis zwischen Ökonomie und Politik sowie auf die diversen gesellschaftlichen Machtverhältnisse hin, die dieser Verbindung zugrunde liegen. Das Buch beleuchtet aus politikwissenschaftlicher, ökonomischer und soziologischer Perspektive die Ursachen der Finanz- und Wirtschaftskrise, deren (geschlechtsspezifischen) Auswirkungen, die bisherigen Maßnahmen zur Eindämmung der Krise und die Bedeutung der Geschlechterstereotype in diesem Zusammenspiel.

Das Buch gliedert sich in drei Teile, welche unterschiedlichen Themenschwerpunkten folgen: Der erste Teil „Hat die Krise ein Geschlecht?“ behandelt unter anderem die Wissensproduktion rund um ökonomische Abläufe sowie das Spannungsverhältnis zwischen Politik und Wissenschaft. Hier geht *Alexandra Scheele* der Frage nach, ob technische Zugänge, Marktlogik und Sachgesetzlichkeit zur Entpolitisierung der Gesellschaft führen und – in Anlehnung an Colin Crouch – bereits von einer „Postdemokratie“ zu sprechen ist, in der Expert*innen-Gremien statt demokratisch legitimierter Institutionen wirtschaftspolitische Entscheidungen treffen. Im Hinblick darauf macht sie auf die mangelnde Repräsentanz von Frauen in Entscheidungspositionen sowie auf die Machtposition der überwiegend männlichen Finanzmarktakteure

aufmerksam. Zugleich weist *Brigitte Young* den von den Medien stark verbreiteten Mythos von „testosterongesteuerten, risikobereiten Männern“ als Verursacher der Finanzkrise und die vielfach in der Diskussion erwähnte „Lehman-Sisters-Hypothese“, welche auf essentialistischen Annahmen beruhe und sich einer Re-Stereotypisierung der „Geschlechtscharaktere“ bediene, entschieden zurück. Dass die Existenz von mehreren Männlichkeiten mit unterschiedlichen Lebensrealitäten vor allem in Krisenzeiten offensichtlich wird, trägt laut *Andreas Heilmann* zur Destabilisierung der „hegemonialen Männlichkeit“ bei und stellt damit die Möglichkeit der Implementierung einer solidarisch-emanzipatorischen Arbeits- und Geschlechterpolitik in den Raum.

Die konkreten Maßnahmen innerhalb der Krisenpolitik sowohl auf nationalstaatlicher als auch auf EU-Ebene untersucht der zweite Teil. Er ergründet die geschlechtsspezifischen Auswirkungen dieser politischen Strategien. *Helene Schuberth* zeigt, dass die Sparpolitik der EU mit der Schwächung des Wohlfahrtsstaates einhergeht und die damit verbundenen Kürzungen von sozialstaatlichen Leistungen sowie die hohe Arbeitslosigkeit vor allem Frauen in prekäre Beschäftigungsverhältnisse zwingen. Vor diesem Hintergrund wiesen die Konsolidierungsmaßnahmen keineswegs geschlechtsneutrale Auswirkungen auf. Vielmehr untergrabe die derzeitige Fiskal- und Budgetpolitik im Euro-Raum die Position von Frauen in der Gesellschaft. Auch *Gabriele Michalitsch* macht die Verfestigung von Geschlechterdisparitäten, welche durch geschlechtsspezifische Segregation am Arbeitsmarkt und die hauptsächlich von Frauen ausgeübte *Care*-Arbeit begünstigt werde, zum Thema. *Maria Karamessini* verdeutlicht diese Punkte anhand des Länderbeispiels Griechenland: Dort führten Schocktherapie, wirtschaftliche Anpassungsprogramme und Strukturreformen dazu, dass Betreuung und Pflege nicht länger Aufgabe des Wohlfahrtsstaates seien, sondern stattdessen in das Private verschoben würden. Dies bringe traditionelle Geschlechterrollen zurück auf die Agenda zurück und laufe den Bemühungen um Gleichstellung der Geschlechter zuwider.

Die Frage nach ökonomischen Alternativmodellen zum kapitalistischen Wirtschaftssystem steht im Mittelpunkt des dritten Teils „Alternativen denken“. *Elisabeth Voß* stellt unter Bezugnahme auf die derzeit spürbare allgemeine Kapitalismuskritik die emanzipatorische Möglichkeit solidarischer Ökonomie vor. Diese biete, basierend auf Selbstorganisation und der Neukonzeptionen von Produktion und Reproduktion eine Alternative zur auf Gewinnmaximierung basierenden kapitalistischen Produktionsweise. *Lena Schürmann* und *Lena Corell* gehen der Frage nach, ob die von der EU geförderten Mikrokredite als Grundlage für Selbstständigkeit eine geeignete Form zur Bekämpfung von Armut und einen Weg aus der Arbeitslosigkeit bieten. Sie kritisieren die starke Verlagerung von der sozialen Absicherung zur eigenverantwortlichen Existenzsicherung. Mikrokredite könnten „Armutskarrieren“ von Frauen kaum verhindern; sie führten vielmehr zur Privatisierung von prekären sozialen Verhältnissen.

Der Sammelband liefert einen sehr breiten Zugang und präsentiert die unterschiedlichen Perspektiven der

aus verschiedenen Disziplinen kommenden Autor*innen auf die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise sehr gut. Einerseits arbeitet er – auf theoretischer Ebene – Begriffe wie Kapitalismus und Neoliberalismus auf und verortet sie unter anderem in Zusammenhang mit dem Foucault'schen Machtbegriff oder dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn Connell neu. Andererseits liefert er empirische Daten, mit deren Hilfe nationale Staatshaushalte, deren Budgetierung und konkrete nationale Konsolidierungsmaßnahmen verglichen werden können. Zugleich veranschaulichen diese Daten den wirtschaftspolitischen Maßnahmenkatalog der EU. Er konzentriert sich zwar hauptsächlich auf Krisenentwicklung und Krisenmanagement in Deutschland und Österreich, stellt aber auch wirtschaftspolitische Entwicklungen und Maßnahmen in Griechenland und Spanien dar.

Die Mischung aus Theorie bzw. philosophischen Konzepten und praxisnahen Zugängen ist gerade für ein Thema, in dessen Zentrum die Wirkungsmacht der Kategorie *Gender* steht, sehr gut gewählt. Zudem hilft das Buch dabei, die Wirtschaftskrise – auch ohne fundiertes Wissen über komplexe ökonomische Abläufe – und ihre Wirkungsweisen sowie das Zusammenspiel von politischen, sozialen und ökonomischen Strukturen im Rahmen des kapitalistischen Systems besser zu verstehen.

Sarah Theierling

Filmkritik

Dorit Siemers & Luz Kerkeling: *Wenn das Land zur Ware wird. Die Zerstörung der Lebensgrundlagen der indigenen Bevölkerung in Chiapas/ Südmexiko.* Münster: Zwischenzeit 2013 (DVD) 71 Minuten

Der von *Brot für die Welt* und der *Stiftung Umwelt und Entwicklung NRW* geförderte Dokumentarfilm macht an drei Bereichen exemplarisch Strategien der Inwertsetzung (Elmar Altvater) sichtbar, die ganze Regionen für Prozesse der Verwertung von global nach Anlagemöglichkeiten suchendem Kapital erschließen. Die mit Begriffen wie „Akkumulation durch Enteignung" (David Harvey) oder neuerdings „Landnahme" (Klaus Dörre) belegten, der Ausweitung der Verwertungsräume des Kapitals dienenden Prozesse in den von Dorit Siemers und Luz Kerkeling beleuchteten Beispielen des plantagenförmigen Anbaus von Ölpalmen, der Durchdringung von Regionen durch die Tourismusindustrie und der Versuche der Konzentration der ländlichen Bevölkerung in den Bergregionen von Chiapas in sog. Landstädten (*ciudades rurales*) entsprechen den elementaren Vorgängen, die Marx unter der Überschrift der „sogenannten ursprünglichen Akkumulation" apostrophiert hat, nämlich der Loslösung der unmittelbaren ländlichen Produzent_innen von Boden und Land als ihrem primären Produktionsmittel und ihrer gewaltsamen Verwandlung in Lohnarbeiter_innen des Kapitals. Die Kommodifizierung des Landes und der Arbeitskraft der auf ihm lebenden Arbeitsbevölkerung

ergreift die beiden vom Kapital nicht selbst (re-)produzierbaren Springquellen des gesellschaftlichen Reichtums, Boden und Arbeit, deren Fruchtbarkeit und Produktivität zugleich dauerhaft untergraben werden. Die Durchdringung der indigenen Lebensräume wird angetrieben von der Suche nach mineralischen, energetischen und biologisch/genetischen Ressourcen, die mit offenen Minen, Staudämmen, Straßen und Tourismuszentren die „Lebensadern" der Region öffnen. Sie fügen sich in die „Entwicklungsstränge" ein, die im sog. Plan *Puebla-Panama* bzw. neuerdings dem *Proyecto Mesoaméricano* zu einer Vision für Mexiko und Zentralamerika zusammen geschnürt sind.

Der Anbau der Afrikanischen Palme, deren Früchte und Kerne in vielen industriellen Produkten von Margarine über Kosmetika bis zum Agrar-Diesel vielfältige Verwendung finden, schreitet in Chiapas rasch voran. Entlang der Pazifikküste zur Südgrenze mit Guatemala, aber auch in den Regionen von Marquez de Comillas und Palenque werden die Ländereien kleinbäuerlicher Produzenten und indigener Gemeinden in Monokulturen verwandelt und das Land seiner hohen Biodiversität beraubt. Der Film zeigt in klaren und eindrucksvollen Bildern diesen Transformationsprozess, der das Land ausräumt und entvölkert, und lässt Fürsprecher_innen und Gegner_innen zu Wort kommen. Die Anbauflächen sollen nach den Regierungsplänen, an denen auch private Investmentfonds wie *Fondo Chiapas* beteiligt sind, von bislang ca. 50.000 Hektar auf 900.000 Hektar ausgeweitet werden, etwa einem Zehntel der Fläche Chiapas. Neben der Plantagenproduktion von Kaffee und Zuckerrohr bedrohen weitere Monokulturen wie Jatropha die Lebengrundlagen der Landbevölkerung in der Selbstversorgung auf der *milpa*. Zugleich formiert sich der Widerstand in den Gemeinden, wie Gespräche mit Repräsentanten von San Sebastian Bachajón verdeutlichen.

Wie der Vertreter von Fondo Chiapas verkündet, „verkauft Chiapas an erster Stelle seine Naturschönheiten, an zweiter Stelle steht der ethnische und folkloristische Reichtum und an dritter Stelle die historischen Monumente der kolonialen und prä-kolumbianischen Architektur". Diese Attraktionen werden, wie im Tourismus-Park Amiku im Cañón de Sumidero, gebündelt zu „culturas vivas" und verbunden mit Ausflügen in indigene Gemeinden, vermarktet. Der Film konzentriert sich auf die Region zwischen San Cristobal de las Casas im Hochland und Palenque im westlichen Tiefland; die beiden Städte sollen mit einer Schnellstraße verbunden werden. An deren Trasse liegen u.a. die Naturschönheiten von Agua Azul in einem 2.500 Hektar großen „Schutzgebiet von Flora und Fauna", das zurzeit jährlich ca. 300.000 Besucher anzieht. Die Landesregierung eignet sich auf unterschiedlichen Wegen Land für den Bau von Straßen, Hotels und Infrastruktureinrichtungen an. Dabei versteht sie es immer wieder, die Landgemeinden durch Lockangebote einerseits und Drohungen andererseits zu spalten. Systematische Konfrontationen mit und unter den Bäuerinnen und Bauern führen zu Vorwänden für die Stationierung von Polizei und Militär. Regierungsnahe Gruppierungen greifen Gemeinden in der Region an, die sich, wie Bolom Ajaw, zur Bewegung der Zapatistas rechnen. Die Durchdringung der Region

mit Straßen und Einrichtungen des Tourismus ist so auch Teil der militärischen und politischen Aufstandsbekämpfung.

Kontrolle der Bevölkerungsbewegungen und Aufstandsbekämpfung (*counterinsurgency*) stehen auch im Hintergrund „nachhaltigen Landstädte", die nach den Worten des ehemaligen Präsidenten Felipe Calderón der Bekämpfung der Armut in der Region dienen, deren Gründe nach seinen Worten unter anderem darin liegen, „dass die Leute so verstreut sind, weit verteilt, weit entfernt auf den Hügeln, in den Bergen, in den Tälern, in den Wüsten". Die jeweils auf mehrere tausend Einwohner_innen projektierten Städte werden von *public private partnerships* finanziert. Die beteiligten Firmen, u.a. Nahrungsmittelkonzerne, Medien- und Pharmaunternehmen versprechen sich Monopolstellungen und Imagegewinne. Die Einwohner_innen sollen an neue Konsummuster und Arbeitsformen, etwa in Manufakturen der Fahrrad- oder Möbelherstellung, gewöhnt werden. Die hier Angesiedelten beklagen den Verlust an nachbarschaftlicher Kommunikation, schlechte Versorgung, mangelhafte Bauweise und insbesondere die Entfremdung vom Land und von Lebenssicherheit bietender Eigenproduktion. Der Film zeigt gescheiterte Projekte der Einkommensschaffung (Rosenzucht, Stuhlmontage) in Santiago el Pinar, einer der vier bisher in Chiapas aus dem Boden gestampften Landstädte, und spricht mit Bewohner_innen, die sich der Ansiedlung nach und nach wieder entziehen. Die existierenden Landstädte sind eher im Niedergang begriffen, neue scheitern an der organisierten Landbevölkerung. So konnte die christlich-pazifistische Organisation *Las Abejas* den Bau der Landstadt in Chenalhó verhindern. Ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse potenzieller Bewohner_innen geplant, hastig und schlecht ausgeführt, stellen diese Städte trotzdem einen integralen Bestandteil der großräumigen Landnahme, der Vertreibung der ländlichen Produzenten und ihrer kontrollierten Umwandlung in Arbeitskräfte des vordringenden Kapitals dar. Zugleich dienen sie als Dispositive der Kontrolle einer sich staatlichen Zugriffen entziehenden und damit als bedrohlich empfundenen Bevölkerung.

Der Film eröffnet Zugänge zu den Bewohner_innen der Region, den indigenen Gemeinden und den von ihnen ausgehenden Widerstandsbewegungen. Diese benötigen, wie es zum Schluss heißt, keine paternalistische Hilfe, sondern demokratische Strukturen und Respekt vor ihren Lebensentwürfen. Mit seiner klaren Sprache, seiner eingängigen Aufbereitung der Probleme und seiner begründeten Stellungnahme eignet sich der Film gut für die Verwendung in der Bildungsarbeit und in Schulen. Zweihundert Kopien der spanischen Fassung sollen Gemeinden und Organisationen in Südmexiko für ihre Arbeit in der *educacion popular* zur Verfügung gestellt werden.

Hanns Wienold

Eingegangene Bücher

Adler-Lomnitz, Larissa; Ilya Adler & Rodrigo Salazar Elena: *Rituale und Symbole in der politischen Kultur Mexikos*. Berlin: edition tranvía – Verlag Walter Frey 2013 (= Fragmentierte Moderne in Lateinamerika, Bd. 10), 367 S.
ISBN: 9783938944479

Africavenir International e.V. (Hg.): *Widerstand, Revolutionen, Renaissance: Stimmen zum sozialen Aufbruch in Afrika*. Douala Ivè: Africavenir International e.V. 2013. 206 S.
ISBN: 9783981273342

Alexander, Peter; Thapelo Lekgowa; Botsang Mmope; Luke Sindwell & Bongani Xezwi: *Das Massaker von Marikana. Widerstand und Unterdrückung von Arbeiter_innen in Südafrika*. Wien: mandelbaum 2013 (= kritik & utopie), 258 S.
ISBN: 9783854766285

Backhouse, Maria; Olaf Gerlach; Stefan Kalmring & Andreas Nowak (Hg.): *Die globale Einhegung – Krise, ursprüngliche Akkumulation und Landnahmen im Kapitalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2013, 340 S.
ISBN 9783896919427

Baer, Willi, & Karl-Heinz Dellwo (Hg.): *Salvador Allende und die Unidad Popular*. Hamburg: Laika 2013 (= Bibliothek des Widerstands, Bd. 28), 416 S.
ISBN: 9783942281645

Baer, Willi, & Karl-Heinz Dellwo (Hg.): *Diktatur und Widerstand in Chile*. Hamburg: Laika 2013 (= Bibliothek des Widerstands, Bd. 29), 360 S.
ISBN: 9783942281652

Baer, Willi, & Karl-Heinz Dellwo (Hg.): *Postdiktatur und soziale Kämpfe in Chile*. Hamburg: Laika 2013 (= Bibliothek des Widerstands, Bd. 30), 240 S.
ISBN: 9783942281669

Burchardt, Hans-Jürgen; Stefan Peters & Nico Weinmann (Hg.): *Arbeit in globaler Perspektive. Facetten informeller Beschäftigung*. Frankfurt a.M.: Campus 2013, 240 S.
ISBN: 9783593399645

Engelhardt, Marc: *Somalia: Piraten, Warlords, Islamisten*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2012, 248 S.
ISBN: 9783860998922

Hajjat, Abdellali: *La Marche pour l'*égalité et contre le racisme. Paris: Éditions Amsterdam 2013 (= Hors collection), 264 S.
ISBN: 9782354801333

Hochmüller, Markus; Anne Huffschmid; Teresa Orozco Martínez, Stephanie Schütze & Martha Zapata Galindo (Hg.): *Politik in verflochtenen Räumen/Los espacios entrelazados de lo político. Festschrift für Marianne Braig*. Berlin: edition tranvía – Verlag Walter Frey 2013 (= Fragmentierte Moderne in Lateinamerika, Bd. 16), 586 S.
ISBN: 9783938944790

Hostettler, Karin, & Sophie Vögele (Hg.): *Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. (Post-)koloniale Reflexionen über den Westen*. Bielefeld: transcript 2013 (= Postcolonial Studies), 326 S.
ISBN: 9783837623437

Krause, Britta: *Africa, I presume. Die Repräsentation Afrikas in Einträgen deutscher Lexika und Veröffentlichungen des BMZ*. Madgeburg: Meine 2013, 208 S.
ISBN: 9783941305366

Kruchem, Thomas: *Land und Wasser. Von der Verantwortung ausländischer Agrarinvestoren im Süden Afrikas*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2013, 188 S.
ISBN: 9783955580476

Nölke, Andreas; Christian May & Simone Claar (Hg.): *Die großen Schwellenländer. Ursachen und Folgen ihres Aufstiegs in der Weltwirtschaft*. Heidelberg: Springer 2013 (= Globale Politische Ökonomie), 490 S.
ISBN: 9783658025373

Oubechou, Jamel, & Louisa Zanoun (Hg.): *1983. La Marche pour l'*égalité et contre le racisme. Paris: Génériques 2013 (= Migrance, Nr. 41)
ISSN: 1168-0814

Schneider, Ben Ross: *Hierarchical Capitalism in Latin America. Business, Labor, and the Challenges of Equitable Development*. Cambridge: Cambridge University Press 2013 (= Cambridge Studies in Comparative Politics), 259 S.
ISBN: 9781107614291

Sukhdev, Pavan: *Corporation 2020 . Warum wir Wirtschaft neu denken müssen*. München: oekom 2013, 296 S.
ISBN: 9783865814371

zur Nieden, Birgit: *Konjunkturen der Migration. Spanisch-argentinische Diskurse und Politiken um das Recht auf Migration*. Berlin: edition tranvía – Verlag Walter Frey 2013 (= Fragmentierte Moderne in Lateinamerika, Bd. 13), 355 S.
ISBN: 9783938944752